

# Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1926

Heft 11

## Die Sicherung der Eisenbahnen

Von W. Becker, Siemensstadt

### I. Teil

Die Entwicklung des Eisenbahnsicherungswesens bis zum mechanischen Stellwerk

Ein Gebiet, auf dem von Anfang an Siemens & Halske bahnbrechend gewesen ist und heute noch in führender Stellung steht, ist das Eisenbahnsicherungswesen. Der Reisende, der sicher durch das Gewirr der Weichen und Fahrstraßen unserer modernen Riesenbahnhöfe fährt, der im Schnellzug in einer Nacht halb Deutschland durchreist, ist kaum sich der Geistesarbeit bewußt, die ihm dies ermöglicht hat. Nur die jahrzehntelange Arbeit der Signalbauanstalten, in erster Linie des Blockwerkes der Siemens & Halske Akt.-Ges., hat den heutigen Zustand der Verkehrssicherheit auf deutschen Eisenbahnen geschaffen, der noch von keinem Lande der Erde übertroffen wird. Es soll deshalb versucht werden, auch dies Gebiet dem Leserkreis des „Werk“ einmal durch einige kleine Aufsätze etwas näherzubringen.

Die ersten Eisenbahnen wurden in Deutschland in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut. Bei dem geringen Verkehr und den mäßigen Fahrgeschwindigkeiten bedurften sie zuerst noch keiner besonderen Sicherung. Mit der ständig zunehmenden Zahl und Geschwindigkeit der Züge ergab sich aber bald die Notwendigkeit, daß sich die Bahnhöfe über den Zugverkehr verständigten. Diesem Zwecke dienten in erster Linie Siemenssche Telegraphenapparate. Das Verkehrs- und Bau-museum in Berlin zeigt in einem besonderen Saal eine lehrreiche Zusammenstellung der Entwicklungsstufen der Telegraphenapparate auf den Eisenbahnen. Für die Benachrichtigung der Strecke von dem bevorstehenden Herannahen eines Zuges baute Werner Siemens dann im Jahre 1851 das Läutewerk. Dieses wird durch Zugewichte betrieben, die von Zeit zu Zeit hochgezogen werden müssen. Es ist also ein Gewichtsläutewerk und wird durch den elektrischen Strom nur ausgelöst. Auch für diese

elektrische Auslösung des Gewichtsantriebes schuf Werner Siemens im Jahre 1856 durch die Erfindung des Induktors, Abb. 1, eine geeignete und billige Stromquelle, die keiner besonderen Wartung bedurfte. Durch Drehung einer Induktorkurbel wird bei diesem Induktor ein drahtumwickelter Anker, der Siemensanker, innerhalb des magnetischen Feldes einer Reihe von U-förmigen, nebeneinander liegenden Dauermagneten in drehende Bewegung gesetzt. In der Drahtwicklung des Ankers entstehen hierbei durch Induktion elektrische Ströme. Von

einem Sammler am Anker, dem Kollektor, werden diese durch metallische Schleifbürsten abgenommen und verwendet. Je nach der Anordnung der Schleifbürsten kann man von dem Induktor den seine Stromrichtung ständig wechselnden Wechselstrom oder einen stoßweise unterbrochenen Gleichstrom abnehmen.

Durch derartige Induktoren auslösbare Läutewerke fanden nun längs der Bahn-

strecke Aufstellung. Vor der Abfahrt eines Zuges setzte auf dem Bahnhof ein Beamter durch Drehung der Induktorkurbel die Auslösevorrichtungen aller Läutewerke in Betrieb, und es ertönte überall das Glockenzeichen. So erfolgte in einfacher Weise die Benachrichtigung der Strecke von der bevorstehenden Abfahrt eines Zuges. Allein in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden schon über 600 solcher Läutewerke an die deutschen Eisenbahnen von Siemens geliefert. Daß das Läutewerk, das zur Zeit auf ein Alter von fast 75 Jahren zurückblickt, noch heute zur ständigen Einrichtung fast aller Eisenbahnstrecken gehört, zeugt für die Bedeutung der Erfindung. Abb. 2 zeigt eine neuere Ausführung.

Außer diesen Läutewerken und Telegraphenapparaten waren die einzelnen Eisenbahnen Deutschlands noch mit den verschiedenartigsten Sicherungseinrichtungen versehen.

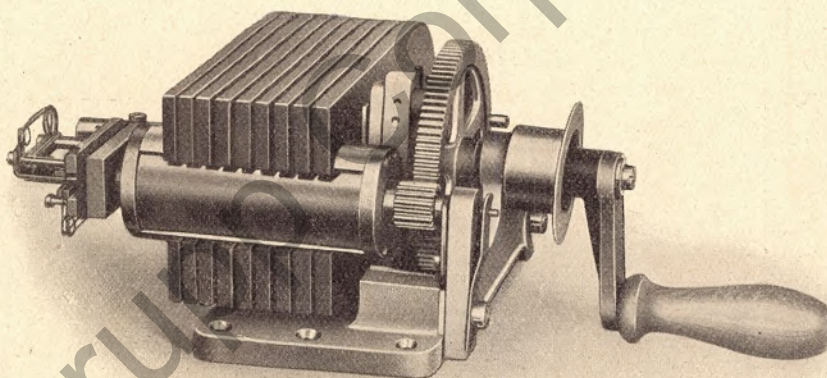


Abb. 1. Siemenscher Induktor

Von England, dem Mutterlande der Eisenbahn, übernahm man mit der Spurweite, die noch heute mit 1,435 m als Vollspur auch in Deutschland Normalspur ist, die Wagen und Lokomotiven und auch teilweise die Sicherungseinrichtungen. So bot das deutsche Eisenbahnsicherungswesen in den ersten Jahrzehnten ein höchst buntschediges Bild. Morseapparate, Läutewerke, Galvanoskope mit Zeigern und Farbscheiben wechselten mit andern Apparaten.

Diese unterschiedliche Behandlung des Eisenbahnsicherungswesens auf der großen Zahl deutscher Bahnen erschwerte besonders in den Kriegsjahren 1864, 1866 und 1870/71 den erforderlichen Übergangsverkehr. „Auch der Krieg, er hat sein Gutes“ kann man auch auf dem Gebiet der Sicherung der Eisenbahnen sagen. Die größeren deutschen Eisenbahnverwaltungen sahen ein, daß es mit dieser Mannigfaltigkeit nicht weiter ging. Man wandte sich deshalb 1870 an die bedeutenderen deutschen Signalbauanstalten mit der Bitte um Vorschläge für die Sicherung des Zugverkehrs auf zweigleisigen Strecken, die sich zur einheitlichen Einführung auf allen deutschen Bahnen eigneten. Auch an Siemens & Halske erging diese Aufforderung.

Werner Siemens hatte sich als Mitarbeiter für dieses aussichtsreiche Gebiet Carl Frischen, den früheren Telegraphendirektor der Hannoverschen Eisenbahn, erwählt. Dieser konnte schon im August 1870 die

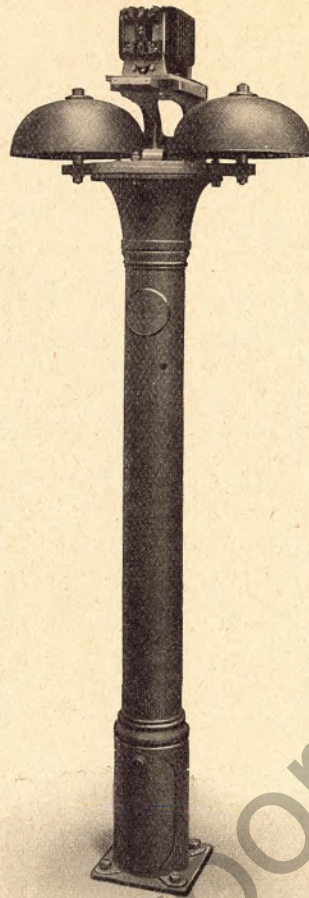


Abb. 2  
Siemensches Läutewerk  
für Eisenbahnen

ersten vier auf die Anregung hin hergestellten Siemenschen Blockzeiger zur Erprobung an die Berlin—Potsdam—Magdeburger Eisenbahn liefern. Da sie sich im Betrieb bewährten, folgten schon im Oktober acht weitere solche Apparate (Abb. 3). Am 11. Oktober hielt Frischen dann im Verein für Eisenbahnkunde in Berlin einen Vortrag über das neue Siemensche Blocksystem. Durch Abfassung und Übersendung einer Abhandlung darüber beantwortete er drei Tage später die Anfrage der Eisenbahnverwaltungen. Eine Versammlung von technischen Abgeordneten wurde darauf von diesen zum 1. Dezember nach Berlin einberufen. Als Vertreter der Firma Siemens & Halske nahmen Werner Siemens und Carl Frischen daran teil. Frischen führte hier den neuen Siemens'schen Blockzeiger vor, der sich schon in grundlegenden Punkten von den bis dahin bekannten englischen Apparaten unterschied und dem Eisenbahnsicherungswesen neue Wege wies.

Der Siemensche Blockzeiger von 1870 beruhte schon, wie der heute noch in Deutschland übliche Siemensche Streckenblock, auf der Grundlage der Raumblockung. Diese heißt so im Gegensatz zu der Zeitblockung. Nach deren Prinzip kann eine bestimmte Zeit nach der Abfahrt eines Zuges in derselben Fahrtrichtung ein zweiter Zug abgelassen werden, während die Raumblockung auf dem Prinzip der

räumlichen Einteilung einer Eisenbahnstrecke in einzelne Streckenabschnitte, die Blockstrecken, beruht. Wenn man es erreicht, daß sich in einer solchen Blockstrecke gleichzeitig nie mehr als ein Zug befindet, ist der Zugverkehr gegen Zusammenstöße genügend geschützt. Von dieser Überlegung ausgehend, teilt man bei der Raumblockung zur Sicherung der Züge auf der Strecke deren Gleise in einzelne Blockstrecken ein. Die Stellen, an denen zwei solche Blockstrecken eines Gleises aneinanderstoßen, nennt man Blockstellen. Auf zweigleisigen Strecken legt man aus Ersparnisrücksichten diese Stellen für beide Gleise immer möglichst in eine Blockstelle zusammen. Dann kann der auf der Blockstelle diensttuende Beamte, der Blockwärter, für beide Fahrtrichtungen gleichzeitig den Dienst versehen. Er hat einem Zug, der sich seiner Blockstelle nähert, je nach der Besetzung der Blockstrecke, in die der Zug einfahren will, den Befehl zum Anhalten oder die Erlaubnis zur



Abb. 3  
Siemenscher Blockzeiger  
von 1870 (geschlossen)

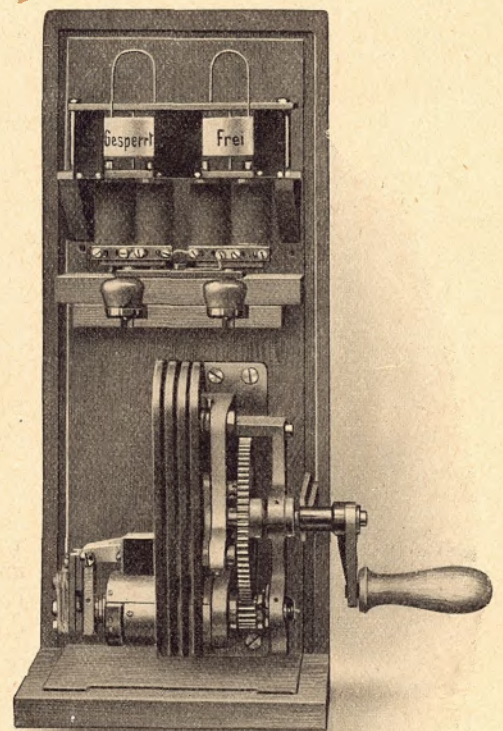


Abb. 4  
Siemenscher Blockzeiger  
von 1870 (offen)

Weiterfahrt zu geben. Für diese Befehle ist man heute ganz allgemein zu optischen Flügel- oder Lichtsignalen übergegangen, während man früher sich auch mit mündlichen und akustischen Befehlen begnügte. Das in Deutschland und den meisten Ländern der Welt übliche Flügelsignal steht in Deutschland rechts vom zugehörigen Gleis und zeigt für den Haltbefehl den wagerechten Flügel bzw. bei Dunkelheit rotes Licht, für die Fahrerlaubnis den schräg rechts aufwärts zeigenden Flügel bzw. grünes Licht. Ein solches Signal, das an einer Blockstelle zum Schutze einer Blockstrecke aufgestellt ist, heißt Blocksignal.

Von dieser Raumblockung ging Frischen aus. Er stellte jedem Blockwärter einen Blockzeiger mit zwei Blockfeldern hin. Diese galten für die beiden an der Blockstelle stehenden Blocksignale für die beiden Fahrtrichtungen. Der Wärter durfte ein Signal nur auf Fahrt stellen, wenn das für die Richtung geltende Blockfeld im Blockfenster des Blockzeigers „Frei“ zeigt. Zeigte es dagegen „Gesperrt“, mußte er den Zug dadurch zum Halten bringen, daß er das Signal in der Haltstellung stehen ließ. Die Signalstellung erfolgte damals noch allgemein von Hand und mußte der Wärter dazu zu dem Signal hingehen. War ein Zug vor dem Haltsignal zum Halten gekommen, so durfte der Wärter ihm erst durch Aufahrtstellung des Signals die Erlaubnis zur Weiterfahrt geben, wenn sich das für dieses Gleis gültige Blockfeld von „Gesperrt“ in „Frei“ verwandelt hatte. Diese Verwandlung und die entgegengesetzte von „Frei“ in „Gesperrt“ geschah nun durch folgende Inneneinrichtung des Blockzeigers (Abb. 4):

Jedes Blockfeld hatte zwei Gleichstrom-Elektromagnete. Zwischen diesen war pendelnd ein Anker angebracht. Er lag immer an dem Magneten an, der zuletzt durch Stromgebung erregt war. Er trug eine Scheibe mit den beiden Aufschriften „Frei“ und „Gesperrt“, die je nach seiner Stellung in einem vorn im Gehäuse angebrachten Fenster, dem Blockfenster, erschienen. Später wählte man hierfür die Farben „Weiß“ und „Rot“. In jeden Blockzeiger war ein Siemenscher Induktor eingebaut, der durch eine seitlich herausragende Kurbel bedienbar war. Der eine Magnet jeden Blockfeldes, und zwar der, der den Anker in die Stellung umlegte, in der im Blockfenster „Gesperrt“ erschien, wurde durch das Nieder-

drücken der betreffenden Blocktaste an diesen Induktor angeschaltet und erhielt dann bei der Drehung der Kurbel Strom, zog also den Anker zu sich heran, im Blockfenster erschien „Gesperrt“. Diese Bedienung mußte der Wärter vornehmen, sobald er einen Zug in die Block-

strecke hatte einfahren lassen und das Signal in die Haltstellung zurückgelegt hatte. „Frei“ zeigte der Blockzeiger dann erst wieder, wenn der Blockwärter der nächsten Blockstelle nach Durchfahrt des Zuges und Zurücklegen seines Blocksignals in die Haltstellung seine Blocktaste niederdrückte und mit seinem Induktor Strom gab. Dieser Strom ging dann durch die Blockleitung die Strecke zurück auch in die Wicklung des zweiten Magneten des ersten Blockfeldes, das nun den Anker wieder zu sich heranzog und „Frei“

im Blockfenster erscheinen ließ. — Der Grundsatz des Blockzeigers war also der, daß der Wärter selbst sich sein Blockfeld auf „Gesperrt“ legen mußte, es aber erst wieder „Frei“ bekam, wenn der Wärter der nächsten Blockstelle den Zug durch die „Gesperrt“-stellung seines Blockfeldes gedeckt hatte. Irgendwelche Zwangsabhängigkeiten, wie sie heute in Deutschland durchgehend bei dem Streckenblock bestehen, wies der Blockzeiger noch nicht auf. Der Blockwärter mußte eben die Vorschriften genau befolgen, dann konnte nichts geschehen. Gegen die damals sonst üblichen Apparate war der Blockzeiger schon ein gewaltiger Fortschritt. In vielen Ländern, ja in dem Mutterland der Eisenbahn, England, hat man auch heute noch an vielen Stellen keine weitergehende Sicherung der Strecke.

Die Teilnehmer der Konferenz vom 1. Dezember 1870 stimmten grundsätzlich diesem ersten Blockzeiger zu, wenn sich auch noch gegen einzelne Punkte Bedenken erhoben. Durch diese angeregt, unterzog Frischen mit dem Konstruktionchef von Siemens & Halske, von Hefener-Altenack, den Apparat noch einmal einer gründlichen konstruktiven Durcharbeitung, und schon am 1. Februar 1871 lag der neue Wechselstromblock fertig im Entwurf vor. Der erste neue Apparat ging sogar schon am 1. Februar nach Dresden ab, und 46 solche Apparate

wurden noch im Jahre 1871 an verschiedene Eisenbahnverwaltungen geliefert. Wenn der Blockapparat sich auch im Laufe der Jahrzehnte im äußeren stark verändert hat und er im einzelnen weiter durchgebildet und verbessert ist, so ist er doch grundsätzlich bis heute in der damals

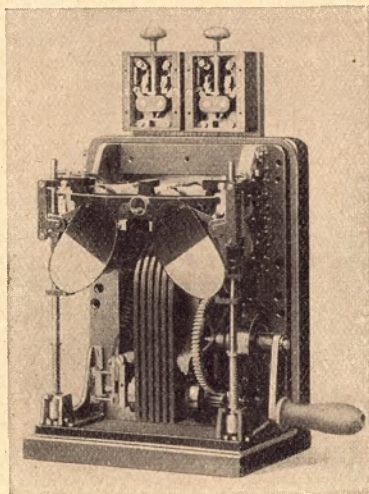


Abb. 5 (offen)

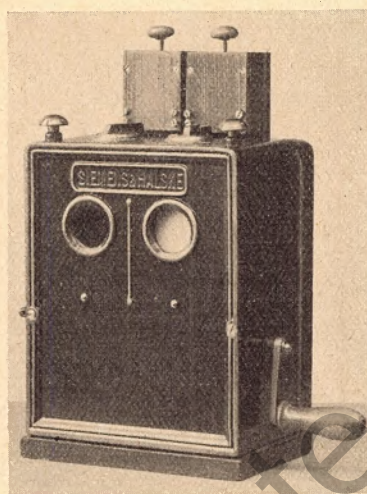


Abb. 6 (geschlossen)

Wechselstromblockapparat von 1871

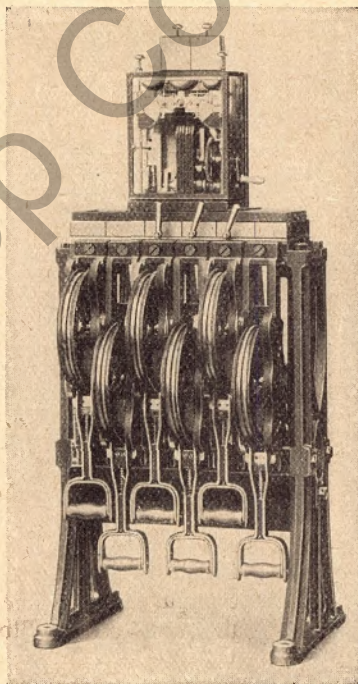


Abb. 7

gewählten Form beibehalten. Er bildet heute noch die Grundlage unserer vorbildlichen Stations- und Streckenblockung in Deutschland und kann unter die ersten Ingenieurthaten der Welt gerechnet werden.

Der Übergang vom Gleich- zum Wechselstrom geschah, um schädliche Einwirkungen von Blitzschlägen, Fremdströmen usw. auszuschließen. Rein äußerlich ist bei dem Apparat die Verlegung der Drucktasten nach oben zu bemerken (Abb. 5 und 6). Die Wahl des Wechselstromes erforderte aber in der inneren Gestaltung eine völlige Neukonstruktion des Apparates, die aber erst später einmal eingehend in ihrer Arbeitsweise beschrieben werden soll. Das Zusammenarbeiten der Felder geschah noch in derselben Weise wie beim Gleichstromblock von 1870, nur hatte man als Vormeldung für den nächsten Blockwärter schon eine Weckermeldung mit vorgesehen, die unter Benützung der Gleichstromklemmen des Induktors gleichzeitig mit der Blockbedienung erfolgte. Eine gewisse Abhängigkeit des Blockapparates vom Signal wurde beim ersten Apparat der neuen Bauart schon dadurch geschaffen, daß die Blockleitung über einen Kontakt am Signallügel geführt wurde. Dieser war nur geschlossen, wenn der Signallügel in der Haltstellung stand. Die Blockbe-

dienung konnte also erst vorgenommen werden, wenn der Signallügel zurückgelegt war. Ein früheres Blocken wurde also dadurch verhindert.

Die zuerst nur in der Form von Blockwinden unter den Blockapparat gelegten Signalhebel führten Frischen schon in dem folgenden Jahre 1872 zu einer weiteren Ausdehnung der Fernbedienung. Wie bis dahin die Signale, so wurden damals auch die Weichen an Ort und Stelle durch Umlegen der Weichenzungen mit Stellböden von Hand gestellt. Wurde dies Verfahren bei den immer größer und länger werdenden Bahnhöfen schon bald sehr umständlich und zeitraubend, so bot es vor allem bei schlechter Übersichtlichkeit des Bahnhofes auch keine genügende Sicherheit mehr dafür, daß die Weichen alle richtig standen. So ging Frischen 1872 in dem „Weichen- und Signalbahnhofszenalapparat“ (System Frischen) auch bei den Weichen wenigstens schon dazu über, sie in der für die Fahrt erforderlichen Stellung zu verriegeln. Die örtliche Stellung der Weichen von Hand wurde zuerst des Rangierverkehrs wegen noch beibehalten. Bald aber wurde dann auch die Stellung der Weichen selbst mit in den zentralen Apparat hineinverlegt (Abb. 7).

## Die Erzgewinnung Schwedens

Die älteste Erzgrube des Landes. — Das Falunkupfer, ein welthistorischer Machtfaktor

Die moderne Erzgewinnung Mittel- und Nordschwedens

Von Ilse E. Tromm

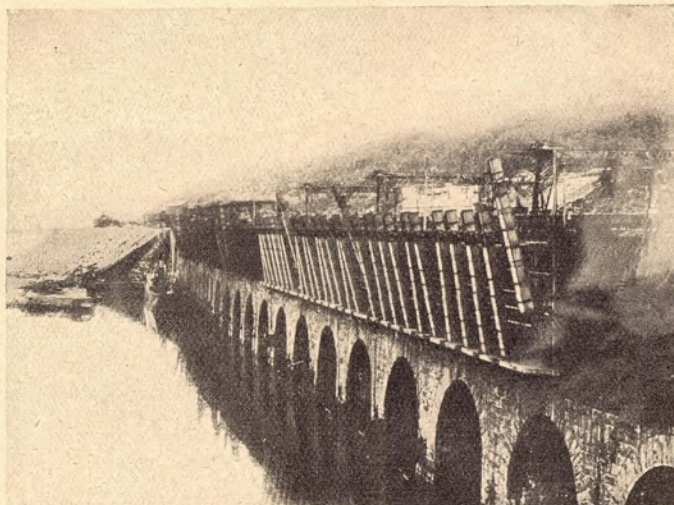
Falun, die rege Industriestadt im Herzen Dalarnes, hat es verstanden, den Geist guter alter Tradition bis auf den heutigen Tag zu bewahren. Um den weiten, offenen Marktplatz haben sich im Viereck die Häuser aufgestellt, und vor ihnen präsiert das einfache, aber feudal aussehende Rathaus aus dem 17. Jahrhundert. Der schöne Dom steht wie ein Symbol hinter dem Denkmal des tapferen schwedischen Freiheitshelden Engelbrecht Engelbrechtsson, der im 15. Jahrhundert mit Hilfe der mutigen Dalerner das Land vom Joch der Dänen befreite. Jedoch man läßt dies verträumte Kleinstädtchen rechts und biegt links ab, um zur eigentlichen Grubenstadt zu gelangen, die jeden Fremden anzieht. Schmal sind die

Straßen, von niedrigen roten Holzhäusern flankiert. Die rote Farbe, die man überall hier antrifft, ist ein weltbekanntes und bedeutendes Fabrikat aus der Kupfergrube,

das durch chemische Prozesse gewonnen wird, und sie eignet sich außerordentlich gut wegen ihrer Wetterfestigkeit zum Hausanstrich. Weit dehnt sich die Landschaft vor einem aus. Die blauen Berge Dalarnes umgeben die Stadt. Rotgraue Schlackenfelder zu beiden Seiten am Wege, den roter Erzstaub bedeckt. Man steht vor dem großen Tagesschacht „Stora Stöten“ und sieht in ihn hinein wie in einen ungeheuren Krater. Unten in der Tiefe bohren sich Gänge in das Innere des Berges. Winzig klein scheinen sie vom Grubenrand aus gesehen, als ob Maulwürfe sich ihren Weg ins



Älteste vorhandene Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1288



Neuer Erzlastkai in Narod

Erdreich gesucht hätten. Alte Maschinenhäuser stehen verwittert, Förderanlagen, Wasserrinnen und Pumpenhäuser, von denen manche aussehen, als hätten sie bereits ein paar Jahrhunderte gesehen, werden teilweise noch heute benutzt. Wo man aber ihrer nicht mehr bedarf, erhält man sie aus Pietätsgründen. Die Stora Kopparberg Bergslagen Aktiengesellschaft hat sich in einem ehemaligen Verwaltungsgebäude ein vorzüglich übersichtliches Museum eingerichtet, in dem man die Geschichte der Kupfergrube, die bereits über 700 Jahre alt ist, an reichem Material zu studieren Gelegenheit hat.

Die Stora Kopparberg Bergslagen Aktiengesellschaft wurde im Jahre 1284 gegründet und ist das älteste industrielle Unternehmen Skandinaviens, und wahrscheinlich ist sie auch die Gründerin des ersten Erzbergwerkes der Welt. König Magnus Eriksson erteilte ihr Privilegien, und aus den noch vorhandenen Urkunden, die sich im Museum befinden, geht hervor, daß diese Privilegien bereits innegehabte Rechte der Gesellschaft bestätigten. Die älteste Verkaufsurkunde stammt aus dem Jahre 1288.

Mehrere Jahrhunderte hindurch war die Falungrube der größte Kupferproduzent der Welt. Seine Stellung als Großmacht verdankte im 17. Jahrhundert das Land in der Hauptsache den reichen Einkünften, die der Staat aus den Gruben bezog. Gustav Adolf II., der Falun mit großer Vorliebe besuchte, äußerte einmal, als er sich unter Tage, in der großen Grubenkammer, dem „allgemeinen Frieden“ befand: „Wo ist der Potentat, der über einen solchen Platz verfügt, wie es dieser hier ist?“

Bis zum Jahre 1900 wurden 35 Millionen Tonnen Kupfererze aus den Falunbergwerken gewonnen. Die zeitweise zu hastige Förderung brachte jedoch eine ungewöhnlich schnelle Erschöpfung der vorhandenen Vorräte mit sich, so daß die Gesellschaft sich gezwungen sah, ihre Betriebe umzustellen. Heutzutage werden die Kupfergruben hauptsächlich zur Gewinnung einer großen Anzahl chemischer Produkte ausgenutzt. Schwefelkies, Schwefelsäure, Kupfervitriol, Eisenvitriol, rote Farbe, Sulfat, Salkum, chemisch reine Essigsäure, technische Essigsäure, sogar Gold und Silber werden im Kupfererz, wie auch aus dem reichlich vorkommenden Schwefelkies durch chemische Prozesse gewonnen. Das Hauptprodukt der Gruben ist Schwefelkies, von dem man jährlich 70 000 t bricht. Die in ihm enthaltenen 38–40% Schwefel werden größtenteils innerhalb der Sulfitzellulose- und in der Schwefelsäure-Industrie verwandt. Die Stora Kopparberg

Bergslagen Aktiengesellschaft ist die einzige Fabrik in Schweden, die Kontaktschwefelsäure herstellt.

Obwohl der Vorrat an Kupfererz stark abgenommen hat, so werden doch in normalen Zeiten in der Kupferhütte zu Falun 1200 t Kupfervitriol, 25 kg Gold, 200 kg Silber alljährlich gewonnen. Den größten Teil des Kupfervitriols exportiert die Gesellschaft nach den weinerzeugenden Ländern Südeuropas. In Schweden selbst wird er nur zu Imprägnierungszwecken in der Galvanisierungsindustrie, zum Besprühen der Obstbäume und zum Düngen des Weizenbodens angewandt.

Das älteste chemische Produkt der Falungrube ist das Eisenvitriol, mit dessen Herstellung gegen Ende 1700 begonnen wurde. Die jährliche Produktion beläuft sich heute auf 300 t. Neben dieser chemischen Fabrikation erstreckt sich der Betrieb der Gesellschaft in erster Linie auf die Eisenerzeugung, dann aber betreibt sie Waldbirtschaft und die mit dieser engverbundene Papierindustrie. Das erste Eisenwerk wurde im Jahre 1735 gegründet. Um 1870 wurden alsdann die sich an zwanzig verschiedenen Plätzen in Dalarna befindlichen kleineren Eisenwerke auf ein neues großes konzentriert, das man bei Domnarvett errichtete. Dieses Eisenwerk ist noch heute das größte seiner Art in Skandinavien. Die älteren kleineren Hütten wurden stillgelegt, weil sie unrentabel geworden waren, und nur das Korfäwerk, das sich ausschließlich mit der Herstellung von Lankashire-Eisen befaßt, ist heute noch in regem Betrieb.

Die Eisenerze werden größtenteils aus den weltbekannten Dannemoragruben gefördert. Hier sowie im Grängesbergfeld befinden sich die besten Eisenerze Mittelschwedens. Ein großer Teil Erz aus diesem Distrikt wird für den Export bereit gehalten.

Im letzten Dezennium hat die Gesellschaft ihre Interessen weiter ausgebaut, so daß sich ihre überaus regamen Betriebe nun über sechs schwedische Provinzen und bis nach Norwegen erstrecken. Die der Waldausbeutung und der mit dieser engverbundenen Papierindustrie dienenden Betriebe befinden sich hauptsächlich im Flußgebiet des Dalelf, das mit seinen unermesslichen Wäldern einen schier unerschöpflichen Reichtum bietet. Die Gesellschaft besitzt, als die größte Waldeigentümerin des Landes, eine produktive Waldfläche von 350 000 Hektar. Ihre Holzindustrie ist fast ebenso alt wie ihre Kupfergewinnung. Die großen Sägewerke liegen bei Skutskär, an der Mündung des Dalelf am Bottnischen Meer, und ein anderes bedeutendes Sägewerk liegt nördlicher, bei Bysjön.



Wasserwerk Forshuvud

Die Waldprodukte werden zu Zellulose verarbeitet und die Papierfabrik zu Kvarnsveden liefert jährlich, als eine der größten Europas, an in- und ausländische Zeitungen 45 000—50 000 t Druckpapier. Aus eigenen großen Kraftstationen, die sie in ihren zahlreichen starken Wasserfällen in ihren Stromgebieten besitzt, deckt sie ihren ganzen Verbrauch an Elektrizität. Sie verfügt über zugängliche Kräfte von 200 000 PS, von denen bisher allerdings nur vorerst 100 000 PS ausgenutzt werden.

In neuerer Zeit hat man ungeheure Erzfelder in Nordschweden aufgelegt. Die Erzlager von Sällivara und Kiruna, deren unerschöpfliche Reichtümer hauptsächlich für den Export bestimmt sind, liegen einige Breitengrade über den Polarkreis, in einem sehr schwierigen Gelände. Das staatliche Kraftwerk Porjus versorgt alle industriellen Anlagen, mit denen natürlich auch die modernsten Einrichtungen für die chemische Industrie verbunden sind, mit der erforderlichen elektrischen Kraft. Eine elektrische Eisenbahn führt die Erzzüge nach Narvik in Norwegen, wie auch nach Luleå am Bottnischen Meerbusen, von wo die wertvolle Last in besonders zu diesem Zwecke eingerichtete Motorschiffe verfrachtet wird, um alsdann teilweise in deutschen Hochöfen ihrer Verarbeitung entgegenzugehen.



Bohrer mit Bohrmaschine

## Zwei Aufnahmen alter Hammer- und Walzwerke

Von Georg Rukke, D. W. B. Bochum

Der „Rupferhammer Eberswalde“ am Finowkanal bei Eberswalde war noch im Frühjahr 1921 ein idyllischer Betrieb. Er verarbeitete Rupferscheiben, die ihm vom Stammwerk geliefert wurden, zu Waschkesseln; nebenher war auch noch eine Walze da, die Kupferblöcke zu Blechen normalen Formats auswalzte. Die Anlagen stammten vom Alten Friß, der freilich ein älteres Eisenhammerwerk an dieser Stelle bereits übernommen hatte. Als Karl Blechem im Jahre 1832 das Walzwerk malte, malte er schon ein altes, romantisches Motiv. Das Bild hängt heute in der Berliner Nationalgalerie und hat seinen besonderen Wert als eines der ältesten Industriegemälde. Zum Betriebe des Hammerwerkes diente das Wasser des Kanals, das ein mächtiges unterschlägiges Mühlrad in Gang setzte, dessen Welle die gewaltigen Polterhämmer in lustige Bewegung brachte. Heute drehen sich dort Turbinen, die Gebäude sind modernisiert wie der Betrieb, aber vor vier Jahren waltete dort noch die angenehme nachrevolutionäre Betriebsgemütlichkeit. Die wenigen Arbeiter fühlten sich als Eigentümer der Anlage, sie hatten die Stilllegung des Betriebes durch Einspruch bei der Staatsregierung verhindert, saßen seit Generationen an Ort und Stelle und versahen im allgemeinen ihre Obliegenheiten ganz ordentlich. Das Werk lag im Grünen, man hatte beinahe den Eindruck, in einer Sommerfrische zu sein oder in einer aufgegebenen fürstlichen Dependance. Als ich hinkam, war es späte Dämmerung, und der Wind zog kalt durch die zahllosen, scheinbar noch vom Alten Frißen her zerbrochenen Fensterscheiben.

Beim Eintritt in das Innere überfiel mich die Stimmung, die einem entgegenweht, wenn man die Beschreibung liest, die der seltsame Cervantes von dem Polterhammerwerk in seinem Don Quichotte gibt. In einem Halbdunkel, das durch wenige altväterische Petroleumlampen erzeugt wurde, erkannte man die klobigen Eichenholzgestelle, in denen die abenteuerlich geformten Schwanzhämmer

hingen. Fast sah es aus, als ob urweltliche Lebewesen in riesenhafte Joche eingespannt waren, um nach Bedarf vorgeführt zu werden. Die Halle war auch bei Tage nicht übermäßig hell, zur Nachtzeit verstärkte die primitive Beleuchtung eher den Eindruck des Unheimlichen. Neben dem Glühofen in der einen Ecke wurde für mich ein Atelier eingerichtet: ein Schemel, ein Stuhl, ein gerade noch im Magazin aufgestöbertes Reißbrett und eine weitere Petroleumlampe, die nach langem Suchen aus verschiedenen Teilen anderer mit Ach und Krach, aber im freundlichen Bemühen des zuständigen Beamten zusammengestellt wurde. Mein Sitz in dem engen Haus war so, daß ich dem Verkehr der kleinen Nachtschichtgruppe zwischen dem Glühofen und dem Hammer nicht im Wege war. Da der Glühofen Wärme ausstrahlte, saß ich nach links hin mehr als behaglich, nach rechts dafür im fröstigen Nachtwind, der aus den Riefen der Nachbarschaft langsam und stetig herunterstrich. Im Glühofen wurden die Bleche geglüht, die unter dem Polterhammer (auf meinem Bilde rechts) zu Kesseln ausgetieft wurden. Je zwei Arbeiter drehten mit Hilfe eiserner Zangen die in einer eisernen Gabel auf einem Hohlblock lagernden Bleche, der Schwanzhammer pochte somit im Kreise herum Beulen in die Scheiben und vertiefte diese allmählich zum Kessel. Es kamen immer 6 bis 10 Kessel zugleich „unter den Hammer“, wodurch ein gewisser Massenbetrieb gewährleistet war. Diese Polterei war also ein Handwerk im selben Sinne, wie das Töpfern auf der Scheibe Handwerk ist. Heute werden Kessel und metallene Hohlkörper aller Art billiger und rascher gepreßt. Die Polterei hatte den einen Vorteil, daß das Material gediegener verarbeitet wurde, da man es nicht auf Zerrung beanspruchte und dem Rupferschmied ein gut und dicht vorgeschmiedetes Becken lieferte.

Die Arbeiter empfanden meine Zeichnerei als ihnen persönlich zuteil werdende Ehre, verlangten allerdings

dafür, daß ich meine Sache ordentlich machte und sie nach Möglichkeit richtig darstellte. Der Schwerarbeiter hat für die handwerkliche Seite der Kunst stets besondere Hochachtung übrig. Dabei ist es gleichgültig, ob sein Kamerad Karikaturen zeichnen kann oder ob ein Professor am Werke ist; der Arbeiterkritiker klassifiziert nicht, er anerkennt den Fleiß, die Fixigkeit und die Richtigkeit. Das behagliche Tempo dieses Betriebes und der wohlwollende Anteil der Polsterleute, das Rauschen der Wasser, der Standal der Hämmer verlieh auch meinen Strichen Maß und Rhythmus, so daß die Stimmung der Anlage schließlich auch in ein Bild hineingekommen ist, das eigentlich nur eine Bestandserläuterung, eine Betriebsaufnahme sein sollte.

Die Anerkennung dieses Mehrerfolges blieb nicht aus: die Arbeiter baten mich, das Bild am nächsten Morgen nochmals mitzubringen, damit auch die Tageslichter sehen sollte, ob „Wilhelm“ getroffen und wie er getroffen war. Es war selbstverständlich, daß ich diesem Ansuchen Folge leistete. Die Anerkennung war groß, nicht was meine Leistung anbetraf, sondern den Wilhelm, der „richtig“ war. Das Werk war für die Leute da, also herrschte Befriedigung, daß wenigstens einer davon die Belegschaft repräsentierte.

Ähnliches erlebte ich in dem bedeutenden Walzwerk Rothenburg an der Saale, eine Anlage, die freilich auch ihre romantischen Winkel hat und deren Verwaltung in einem mehrhundertjahrealten gräflichen Schlosse untergebracht ist.

Mir kam es auch hier darauf an, etwas von der Idyllik einer älteren, nach und nach ohne großen Plan ausgebauten Industrieanlage für meine Betriebszeichnung einzufangen. „Stimmung“ als solche war genug in der nur mäßig erleuchteten Halle, wenn auch keine Petroleumlampe, sondern eine elektrische Glühbirne den Vock bestrahlte, auf dem der Hüttenmann die Bleche zum Einlegen in die Walze vorrichtete. Auch hier nahmen die Leute Anteil an meiner Arbeit, die sie schließlich mehr als ihre eigene interessierte. Während mich die für den Freihandzeichner in Anbetracht der scharfen Profile der Walzen und wegen der Steuerräder schwierige Per-



Rupferhammer Eberswalde bei Berlin

spektive und die mehrseitige Beleuchtung fesselte, kam es die Leute auf sich selber an. Ich war froh, daß ich „Korreln“ und „Anreehs“ (Andreas) so einigermaßen getroffen hatte, da mich ein Dritter während meiner Bemühungen andauernd unter Kontrolle hielt.

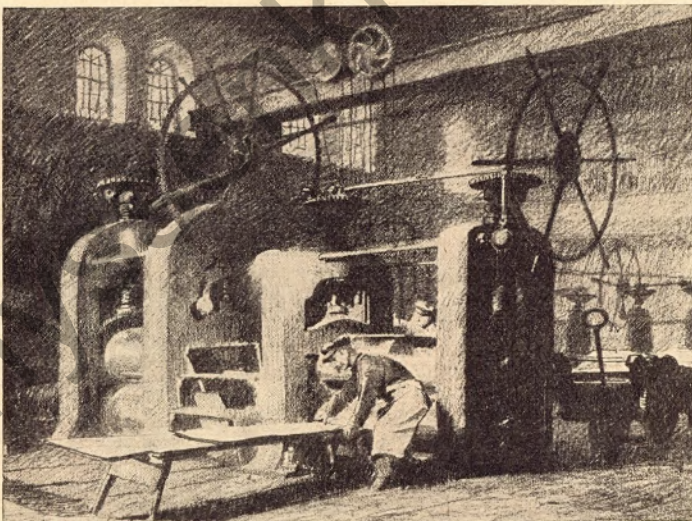
„Mei Bruder“, sagte er etwas von oben herab, „kann des aa, aber där moht das met Farwe, där macht des richt'g bunt, vashctiehn Se. Su e Kamerad vun miche, dän reißt där blus su runger. Ich sähe ja, daß Sie die Proportation richt'g raus han.“

„Was ist das, Proportation?“

„Nu, das wissen Sie ä'm zejut wie iche. Das is, wemmer su richt'g propper alles hat, dasses zesammenpassen duht! Das is ä'm Schenie“, wandte er sich an seine Kumpels, indem er mich wie eine Neuerwerbung im Zoo erläuterte. „Där Mann hat's in' Koppe, un das ibberträgt sich uff de Hand, un das is ä'm Kunst. Mei Bruder, der mocht sich änne Skizze, un där kann das je nu aach noch annerfch“ — das galt nun wieder mir — „un da macht där Eich Bilder, das is ä wahrer Schtaat.“

Da ich herausföhlte, daß meine Position hier im Gegensatz zu Eberswalde zugunsten eines unbekannten Konkurrenten geschwächt wurde, erkundigte ich mich so nebenbei, ob denn der große Bruder auch im Messingwerk beschäftigt würde. „Nä“, sagte mein Kritikus auch bloß so nebenbei, „där is Akademieprofessor in M...“ Womit ich also stolz war, so hohe Protektion gefunden zu haben.

Wenn ich heute beide Zeichnungen miteinander vergleiche, so müßte es, meine ich, möglich sein, herauszufinden, bei welchem Stück die größere Liebe und wo die größere Mühe war. Die moderne Maschinerie zielt auf flottessten Betriebsgang, daher fesselt mehr die Methode der Leistung als die Maschine, die die Leistung vollbringt. Vollends der Mensch scheint mehr und mehr nebensächlich dabeizustehen. Der Schleusenwärter, der die Schotten eines Wasserstaues herauf- und herunterleiert, war für den Beschauer eine interessantere Persönlichkeit als der Mann, der das unendlich imposantere Stauwehr modernen hydraulischen Systems mit einem Hebeldruck an der elektrischen Schaltanlage bedient. Die drei Kumpels, die im Kohlennotjahre 1923 während der ersten französischen Besatzung in den Wäldern an der Ruhr einen Pütt auf-taten und nach dem System Aldegrevers, der, ein Sohn



Walzwerk Rothenburg a. d. Saale

der westfälischen Erde, im Anfang des 16. Jahrhunderts Zeichnungen über das Bergwerk veröffentlichte, in altväterischer Weise Kohle förderten, standen auch in einem höheren persönlichen Verhältnis zu ihrer Leistung als der Häuer einer modernen Riesenzeche. Dieses Persönliche hatte der alte Eberswalder Hammer, sowohl seine technische Anlage wie die Originale, die sie bedienten, daher kam er mehr dem Zeichnistift des Malers als der Wirtschaftsstatistik des Unternehmers entgegen.

Ich veröffentlichte die beiden Blätter als kleine Beiträge zur tragischen Geschichte unserer Wirtschaft: Als ich sie zeichnete, wirkte als belebende, als treibende Kraft in den Hämmern und in den Walzen auf der einen Seite die romantische Vorstellung der Arbeiter, daß sie die Herren

der Betriebe und der Regulierung der Produktion nach ihrem Belieben würden, auf der anderen die beginnende Inflation mit dem Angst Hunger nach Produktion; heute aber drehen sich alle Räder langsam, ganz langsam, aus Angst vor zu viel Produktion, heute steht nicht mehr das Behagen neben dem langsamen Tempo, sondern die Sorge, daß die Räder völlig stillstehen könnten. Wer vor vier Jahren altertümliche Betriebe zeichnete, tat es mit dem Bewußtsein, vor einer frischeren Epoche der wirtschaftlichen Entwicklung zu stehen; wer dasselbe heute in modernen Betrieben wollte, würde mehr und bessere Maschinen sehen, aber kaum noch den mitreißenden Schwung von Eriebädern, Hämmern und Walzen. Der alte Mansfelder sagte: Dennoch!

## Goldgewinnung

Von Dr. P. Schickler

Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles, sagt Gretchen im Faust und damit kennzeichnet Goethe treffend die geradezu bezaubernde Wirkung, die das Gold von jeher auf die Menschen ausgeübt hat. Die Bibel spricht vom „Tanz ums goldene Kalb“, Aeneas ruft: „Auri sacra fames“, zu deutsch: O fluchwürdiger Hunger nach Gold! Midas, einem phrygischen König, war von Dionys der Wunsch gewährt worden, daß alles, was er berührte, sich in Gold verwandle. Die Alchemisten, teils Scharlatane, teils Männer, die über für ihre Zeit achtungsgebietende naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügten, wie z. B. Raimundus Lullus, Albertus Magnus, Roger Bacon u. a., suchten nach dem „Stein der Weisen“, mit dessen Hilfe sie unedle Metalle in Gold verwandeln wollten. Im 15. bis 17. Jahrhundert fand die Alchemie besondere Pflege durch die Fürsten, bei denen viele „Goldmacher“ ihr Glück suchten, so auch Böttcher, dessen alchemistische Versuche im Verein mit Tschirnhausen zur Erfindung des Porzellans in Deutschland führten.

Die ganz besonderen Eigenschaften, die dem Golde eine so bevorzugte Stellung unter den Metallen verschaffen, waren schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt, und wir wissen aus geschichtlichen Überlieferungen, daß die Kulturvölker des Altertums, besonders die Ägypter, Babylonier und Perser (Krösus), reich an Gold waren, und daß auch die Römer sich große Mengen davon zu verschaffen wußten. Die vielen Funde in alten Tempeln, Gräbern usw. legen Zeugnis davon ab, wie man schon in frühesten Zeiten dieses edle Metall zu Schmucksachen, Geräten, auf Rüstungen u. dgl. zu verarbeiten wußte, deren Besitz das Vorrecht der Mächtigen und Reichen war.

Was sind nun die hervorragenden Eigenschaften des Goldes, dieses „Königs“ der Metalle?

Schon äußerlich erregt das Gold die Aufmerksamkeit durch seinen „gleisnerischen“ Glanz und seine auffallende gelbe Farbe, die die Habsucht erweckt und die Lust reizt, Schmucksachen daraus herzustellen, zumal das Gold sich auch durch Unveränderlichkeit und leichte Bearbeitbarkeit auszeichnet. Auch Silberschmuck erweckt ja unser Wohlgefallen, aber zu unserem Leidwesen müssen wir erkennen, daß er nach einiger Zeit schwärzlich und glanzlos wird. Das kommt bei echtem Gold nicht vor, da es beständig ist, und gerade diese Eigenschaft in Verbindung mit seinem verhältnismäßig geringen Vorkommen bedingt den hohen Wert des Goldes und gab den meisten Kultur-

ländern Veranlassung, dieses Metall als Grundlage ihrer Währung, als beständigen Wertmesser zu wählen.

Die große Sehnsucht nach Gold wird uns klar, wenn wir dessen Erzeugung z. B. mit der des Silbers vergleichen, das ebenfalls zu der Gruppe der sogenannten „edlen“ Metalle gehört.

Die Goldgewinnung der ganzen Erde im Jahre 1913 wird auf etwa 700 t, die Silbergewinnung 1912 dagegen auf etwa 7700 t geschätzt, wobei zu beachten ist, daß infolge verbesserter Auslaugungsmethoden die Goldgewinnung im Laufe der Zeit außerordentlich gestiegen ist. Sie betrug z. B. um 1500 nur 6000 kg, um 1700 gegen 11 000 kg, im Jahre 1830 etwa 25 000 kg und im Jahre 1900 schon 390 000 kg, um dann, wie oben angegeben, bis auf 700 000 kg oder 700 t vor dem Krieg zu steigen. Veranlassung zu dieser gewaltigen Produktionssteigerung gaben allerdings nicht nur die verbesserten Gewinnungsmethoden, sondern auch die Erschließung neuer Fundorte für Gold.

Im Altertum erhielten die Ägypter, Babylonier und Perser ihr Gold aus Nubien, Indien, Kleinasien und Ophir, die Römer aus Spanien und Portugal. Im Mittelalter und später lieferten Böhmen, die Karpathenländer und Kärnten bescheidene Mengen, und in Amerika kannte man zunächst nur Peru als Goldland. Erst in neuerer Zeit fand man die gewaltigen Goldfelder in Kalifornien (1848), Colorado, Australien (1850), Transvaal (1885) und Klondyke-Alaska (1897), deren Entdeckung ein wahres Goldfieber hervorrief. Die Goldsucher, die sogenannten „Prospektoren“, durchstreiften z. T. unter unsäglichen Gefahren und Entbehrungen die Goldgebiete und nahmen Beschlagnahme von den Ländereien, in denen sie „fündig“ geworden. Sie steckten daselbst ihre „Claims“ aus, ließen ihre Ansprüche von der Bergbauobrigkeit bestätigen und verteidigten ihre Rechte mit dem Revolver. Nicht selten entstanden an solchen Stellen „fast über Nacht“ die größten Städte mit einer Schnelligkeit, wie sie eben nur dem unternehmungslustigen Amerikaner zu eigen ist. Andere goldführende Länder, wie Japan, China, Persien, Indien, Korea, Rußland, Schweden, Norwegen, Siebenbürgen usw., stehen hinter den vorgenannten Ländern weit zurück, und über die Ergiebigkeit der sibirischen Goldlager an der Lena, dem Jenissei und dem Amur ist noch nichts Näheres bekannt geworden.

Das Gold findet sich hauptsächlich als freies Metall in

der Natur und zwar meist in Quarzgänge eingesprengt als „Berggold“, in meist feiner Verteilung. Es ist selten ganz rein, sondern begleitet vor allem von Silber, sodann von verschiedenen Metallsulfiden, wie Kupferkies, Arsenkies, Zinkblende, Bleiglanz und Antimonglanz. Im Pyrit (Schwefeleisen) ist das Gold gewöhnlich in so feiner Verteilung enthalten, daß es nur durch chemische Methoden nachweisbar ist. Mit zunehmender Tiefe pflegt der Goldgehalt der Quarzgänge abzunehmen, er beträgt in besonders günstigen Fällen gegen 100 Gramm, in der Regel aber nur einige Gramm in der Tonne Gestein. Bei der Verwitterung der goldführenden Schichten wird nun das

Gold vom Wasser weg gewaschen und findet sich dann im angeschwemmten „Seifengebirge“ als „Waschgold“ oder „Seifengold“, bald in feiner Verteilung als Goldstaub, bald in größeren Körnern, zuweilen auch in bis 100 kg schweren Klumpen, die vermutlich aus feineren Teilchen durch mechanischen Druck zusammengeschweißt wurden. Fast alle Flußsande führen etwas Gold, und mit dem Wasser der Flüsse werden große Mengen Gold, möglicherweise in kolloidaler Form, dem Meere zugeführt, so daß das Meerwasser nach verschiedenen Angaben 0,02 bis 0,065 mg Gold pro Tonne enthält. An der Mündung von Flüssen, die aus goldreichen Ländern kommen, z. B. dem australischen Murray, soll der Goldgehalt des Meeres bis zu 40 mg pro Tonne ansteigen. Schon des öfteren sind Nachrichten aus Amerika zu uns gedrungen, wonach allen Ernstes

Versuche unternommen worden seien, dem Meerwasser seinen Goldschatz zu entreißen. Sie wurden von den Sachverständigen mit einem ungläubigen Lächeln quittiert, und es ist fraglich, ob einer gleichartigen Meldung aus England mehr Wahrscheinlichkeit zukommt, wenngleich der bekannte Chemiker W. Ramsay, eine Autorität auf chemischem Gebiet, die Seele des Planes sein soll. In der Tat will uns ein solches Unterfangen etwas phantastisch anmuten, wenn wir bedenken, daß die Verarbeitung goldführenden Gesteins im allgemeinen nur dann als lohnend betrachtet wird, wenn es mindestens einige Gramm Gold auf 1000 kg enthält, während das

Meerwasser eine Goldlösung darstellt, in welcher auf mehr als 200 000 kg ein Gramm Gold kommt. Rechnen wir aber einmal den Goldgehalt der Weltmeere aus, so gelangen wir zu einem überraschenden Resultat. Dieser Goldgehalt wird nämlich mit mindestens 15 bis 20 Millionen Tonnen veranschlagt, eine Menge, die schon einen Anreiz zur Lösung des Problems geben könnte. Nach neueren Untersuchungen von Wagener dürften sich übrigens im Tiefseeschlamm noch bedeutendere Mengen von Gold und Silber vorfinden als im Meerwasser.

Von den Golderzen sind am häufigsten das Tellurgold oder Schifterz mit 25 bis 30 % Gold (Sylbanit),

sodann der Blättertellur (Nagagait) mit Blei und Antimon, ferner der Weißtellur (Pekit), der außerdem silberreich ist.

Was nun die Goldgewinnung anlangt, so ist anzunehmen, daß im Altertum vor allem die offensichtlichen Goldvorkommen beachtet wurden, weshalb die damals reichen Fundstellen zweifellos fast erschöpft sind. Doch schärfte sich mit der Zeit der golddürstige Blick, so daß der Mensch seine Aufmerksamkeit auch den weniger auffallenden Goldkörnchen zuwandte, wie sie sich im Flußsande mancher Gewässer finden. Er lernte von den Flüssen das Waschen und Schlämmen des Sandes, wobei die leichteren Mineralstoffe weggespült werden, während das

schwerere Gold zu Boden sinkt. So wurden auch in Europa früher Goldwäschereien betrieben, vor allem an den größeren Strömen, wie Rhein, Donau, Inn,

Isar und an einigen kleineren Flüssen, die dem Fichtelgebirge und dem Böhmerwald entstammen. Diese Betriebe spielen jedoch für die europäische Goldgewinnung keine Rolle mehr, eher die Verarbeitung sulfidischer Erze, wie Pyrit, Kupferkies, Silberglanz, bei deren Verhüttung nebenher etwas Gold gewonnen wird. Beispielsweise wird die Goldproduktion in Deutschland im Jahre 1911 mit etwa 5000 kg angegeben, zu deren Erzeugung aber vorwiegend ausländische Erze verwendet wurden. Allerdings scheinen infolge unserer trostlosen finanziellen Lage auch kleinere Goldvorkommen bei uns wieder ausgebeutet zu werden. Ob mit Erfolg, wird sich erst zeigen müssen.

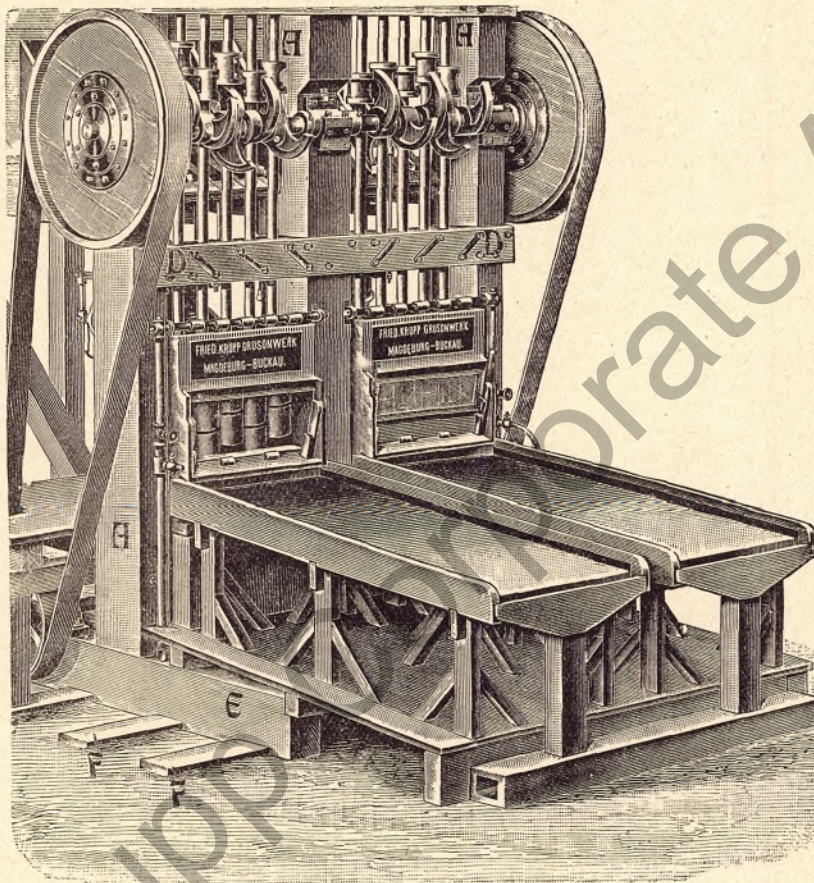


Abb. 1

In den beiden länglichen Pochtrögen von 1,5 m Höhe bewegen sich fünf Pochstempel aus Hartguß von je 500 bis 1000 kg Gewicht auf und ab. Ein Stempel p (Abb. 2) vermag in 24 Stunden 5 bis 20 t Erz zu zerkleinern, das bei e eingefüllt wird. Während des Pochens fließt ständig viel Wasser und zeitweilig etwas Quedsilber zu. Die dünne Pochtrübe verläßt den Trog durch ein starkes Drahtnetz bei S mit vorgelegtem Segeltuch bei V. Da sich die Amalgamation im Pochtrög nur langsam und unvollständig vollzieht, sind vor den Trögen tischförmige amalgamierte (mit Quedsilber bestrichene) Kupferplatten angebracht, über welche die Pochtrübe langsam hinwegfließt.

Die ursprüngliche Goldwäscherei war sehr einfacher Art. Teilweise benützte man schaukelnde Waschkörbe (Wiegen), in die der Sand mit Wasser einfließt, wobei sich das Gold in Vertiefungen des Bodens absetzt. Schwieriger gestaltet sich die Arbeitsweise, wenn die goldführenden Massen erst aufgeschlossen werden müssen. Hierbei bediente man sich, wie z. B. in Kalifornien und Alaska, in Nachahmung des natürlichen Vorgangs der Bertrümmung und Schlammung seit längerer Zeit des sogenannten hydraulischen Abbaues. Man schleuderte mächtige Wasserstrahlen von 10 bis 20 cm Dicke unter 4 bis 5 Atm. Druck gegen die Riesablagerungen und leitete die fortgespülten Teile durch kilometerlange Holzrinnen mit eingeschalteten Sammelbottichen für das Gold. Auf diese Art können pro Tag bis zu 30 Millionen Kubikmeter Goldseifen bloßgelegt werden. Wo nicht solch gewaltige Mengen Wasser oder wo kein Gefälle zur Verfügung steht, baggert man das Gebirge ab und schlämmt. Bei diesem Verfahren sind jedoch nur gröbere Goldkörner gewinnbar, die kleinen gehen verloren. Um auch dieser habhaft zu werden, kam man darauf, Quecksilber zuzugeben, das sich mit den feineren Goldslittern zu Goldamalgam verbindet. Dieses setzt sich leicht ab und wird für sich verarbeitet. Man nennt diese Methode die Amalgamation. Sie ist von größter Bedeutung für die Goldgewinnung geworden, aber nur bei solchen Golderzen direkt verwendbar, die nur wenig Kiese enthalten. Hartes und kiesiges Gestein muß erst in Steinbrechern vorgebrochen und dann durch Pochen oder durch Mahlen äußerst fein zerkleinert werden, worauf es der Schlämme und Amalgamation unterzogen wird. In Ungarn und Siebenbürgen wurden goldführende kieselige Quarze nach dem Zerkleinern in Mühlen, ursprünglich in den sogenannten „Quickmühlen“, später in den verbesserten Lazlo-Amalgamatoren mit Quecksilber verrührt.

Zur Zerkleinerung des vorgebrochenen Gesteins wurde von Kalifornien aus das Pochwerk eingeführt. Die vorstehende Abb. 1 zeigt ein kalifornisches Pochwerk der Firma Krupp, die ganze Anlagen für die Goldgewinnung geliefert hat. Abb. 2 veranschaulicht einen einzelnen Stempel des Pochwerks.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Alleinherrschaft des aus Kalifornien stammenden Pochwerks durch leistungsfähigere Zerkleinerungsmaschinen gebrochen, namentlich durch die Rohr- oder Grießmühlen, die sowohl für trockenes wie für nasses Mahlen geeignet sind und auch in den Zementfabriken Verwendung finden. Das sind rohrartig verlängerte, bis 10 m lange Rügelmühlen, die, um eine wagerechte Achse rotierend, das Material durch mitrollende harte Rügeln zerkleinern.

Das im Pochwerk erhaltene Amalgam wird durch Zusatz von mehr Quecksilber verflüssigt und durch Leinwand gedrückt, wobei überschüssiges Quecksilber durchläuft. Das Amalgam, eine halbfeste silbergraue Masse mit etwa 60 % Quecksilber, destilliert man aus einer liegenden Retorte a (Abb. 3) von Fr. Krupp, an deren verjüngter Mündung sich ein senkrecht eiserne Rohr c mit Rühlmantel und einer wassergefüllten Vorlage d anschließen. Das zurückbleibende schwammige und mißfarbige „Retortengold“ wird in Graphittiegeln mit Borax eingeschmolzen und zu Barren gegossen.

Wie schon erwähnt, ist in den Abläufen der Pochwerks-Amalgamation immer noch Gold enthalten. Dieses ge-

wann man früher ebenso wie das in den schweren Pyritkonzentraten enthaltene Gold durch die 1850 von Plattner erfundene „Chloration“. Man röstete oxydierend und chlorierte in verbleiten Bottichen mit Chlorkalk und Schwefelsäure zunächst die beigemengten Erze, nach deren Beseitigung das Gold selbst, und löste das so erhaltene Chlorgold mit Wasser heraus. Dieses sogenannte „Naßverfahren“ hatte sich namentlich in Kalifornien und Colorado eingeführt, wurde aber verlassen, als McArthur und Forrest 1887 in Transvaal die „Zyanidlaugerei“ erfanden, womit für die Goldgewinnung ein neuer Zeitabschnitt anbrach.

Die Zyanidlaugerei verschaffte sich schnell Eingang in allen Gold- und vielen Silberwerken der Erde, meist im Anschluß an eine Amalgamation, aber auch ohne diese. Sie ist für alle Golderze brauchbar und setzt nur feinste Zerkleinerung der Erze voraus. Tellurgold wird vorher geröstet oder unter Zusatz von Bromzinn gelaugt. In jüngster Zeit ist man auch dazu übergegangen, schwer zu entgoldende sulfidische Erze nach feinsten Zerkleinerung durch das sogenannte „Schwimmverfahren“ mittels Öl (z. B. billiges Rieöhl) erst an Gold anzureichern und dann auszulaugen.

Die Zyanidlaugerei beruht auf der Fähigkeit des Zyanalkaliums – gewöhnlich wird Zyanatrium verwendet, das billiger kommt –, sich mit fein verteiltem metallischem Gold zu einer in Wasser leicht löslichen Doppelverbindung, dem „Goldzyanürzyanatrium“ zu verbinden, und zwar am raschesten bei Luftzutritt. Nun wird aber das Zyanatrium schon durch die Luft (Kohlensäure) leicht zersetzt, weshalb man praktisch etwa das Fünffache der theoretisch berechneten Menge des Salzes, für 1 Tonne etwa 0,2 bis 0,5 kg braucht. Außerdem ist das Zyanalz sehr giftig, bringt aber, da man mit sehr verdünnten und stets alkalischen Zyanidlösungen arbeitet, keine Gefahr für den Betrieb mit sich. Sowohl in Amerika als auch in Afrika und Australien sind nun riesige Zyanidanlagen in fortwährender Tätigkeit, um das Gold aus den gemahlten Erzen bzw. aus den Amalgamationsabläufen auszu ziehen. Im hügeligen und bergigen Gelände des

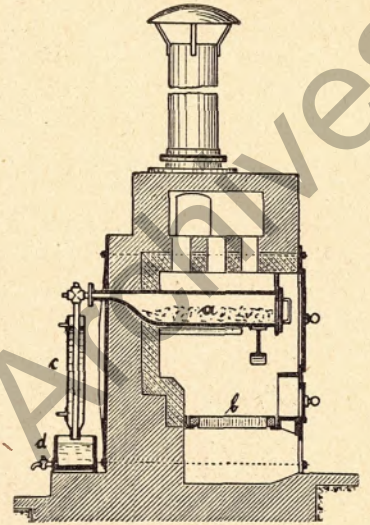


Abb. 3

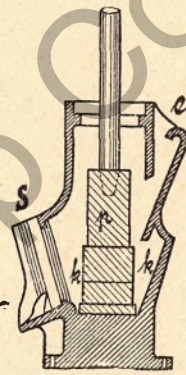
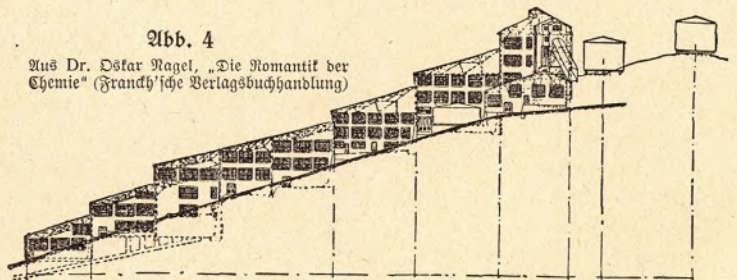


Abb. 2

Abb. 4

Aus Dr. Oskar Nagel, „Die Romantik der Chemie“ (Frankh'sche Verlagsbuchhandlung)



amerikanischen Westens sieht man häufig die etagenförmig gebauten, an den Berghang gelehnten Zyanidwerke, denen oben das Erz in Wagonladungen zugeführt wird (Abb. 4). Auf dem Wege nach unten wird das Gold dem Erz entzogen.

Der Laugapparat besteht aus einem System von zylindrischen Bottichen aus Holz oder Stahlplatten, auf deren Boden sich ein mit Kokosmatten belegter Hohlrost befindet, der als Filter dient. Die Größe der Bottiche (bis zu 800 cbm) wird so gewählt, daß je einer die Tagesleistung fassen kann. Da die erforderliche Laugezeit fünf bis sieben Tage dauert, so sind ebenso viele Bottiche notwendig. Für die Auslaugung der Amalgamationsabläufe wird in Transvaal die Pochtrübe erst durch Absiebsenlassen in drei Teile, die „pyrites“, „tailings“ und „slimes“ (schwere pyritreiche Sande, leichtere Sande und ganz feine tonige Schlammte) getrennt, die je für sich ausgelaugt werden, die slimes z. B. in hohen eisernen Türmen, den „Pachucaturmen“ mit ganz verdünnter Zyanidlauge unter ständigem Umrühren der Masse mittels Preßluft. Am einfachsten ist es, die Erzmasse von vornherein

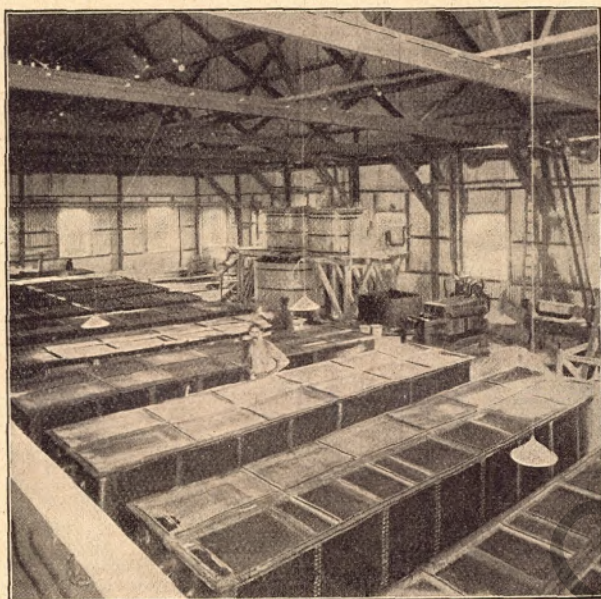


Abb. 5

Aus Dr. Oskar Nagel, „Die Romantik der Chemie“ (Frankfurt'sche Verlagshandlung)

in Naßmühlen aufs feinste zu zerkleinern und an Stelle des langwierigen Absiebens durch Vakuumfilter die Lauge vom Schlamm zu trennen.

Durch die Zyanidlaugerei hat man nun eine mehr oder weniger trübe Goldlösung erhalten. Diese wird geklärt und behufs Ausfällung des Goldes in ein System von „Fällkästen“ geleitet (Abb. 5), worin sich frisch geschnittene blanke Zinkspäne befinden. Die Abscheidung des Goldes erfolgt dadurch, daß das Zink an die Stelle des Goldes in dem Natriumaurozyanid tritt, nach dem Formelbild:  $\text{Zn} + 2 \text{NaAuCy} = 2 \text{Au} + \text{Na}_2\text{ZnCy}_4$ , worin Au = Gold, Cy = Cyan und Zn = Zink zu setzen ist. Dieses Verfahren ist aber nur für zyanidreiche Laugen wirkungsvoll und hat auch gewisse Mängel, weshalb man zu dem „Zinkbleiverfahren“ überging, wonach man die Zinkspäne durch Eintauchen in 10prozentige Bleiazetatlösung mit einer Schicht von metallischem Blei überzieht und dann in die Ausfällkästen bringt. Der sich dort ansammelnde Goldschlamm wird alle vier Wochen von den Zinkspänen abgespült und mittels Schwefelsäure oder durch Destillation mit Kohle vom Zink befreit und sodann entweder auf Barrengold von 600 bis 900 Feingehalt verschmolzen oder in geschmolzenes Blei eingetragen und abgetrieben, wobei reineres Gold hinterbleibt.

Das gesamte Ausbringen einer Goldmine in Transvaal betrug (nach OST) im Jahre 1905 aus Erz mit 15 g Gold in 1 Tonne:

|                    |           |                |
|--------------------|-----------|----------------|
| durch Amalgamation | 8,0 Gramm | } Summa 13,6 g |
| „ Zyanidlaugerei   | 5,6       |                |

woraus ersichtlich, daß immer noch 1,4 Gramm pro Tonne oder rund 10 % des vorhandenen Goldes verloren gingen.

Auf die im Laufe der Jahre vorgenommenen Neuerungen und Verbesserungen in der Zyanidlaugerei, die keine grundlegenden Änderungen mit sich brachten, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden.

Wir wenden uns nunmehr der Reinigung des Goldes zu, die keineswegs so einfach ist, wie es scheinen mag. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß das natürliche Gold außer Silber auch Beimengungen unedler Metalle enthält. In früheren Zeiten beseitigte man diese durch Abtreiben mit Blei, heute durch Schmelzen mit Borax, Salpeter, Soda usw. in Schamotte- oder Graphittiegeln, falls es sich nur um kleinere Mengen der Verunreinigungen handelt. Das Silber wird bei diesem Verfahren nicht entfernt. Seine Abscheidung machte bis zum Ausgang des Mittelalters große Schwierigkeiten und geschah nur nach trockenen Methoden, z. B. durch „Zementation“, d. h. Glühen mit Kochsalz unter Zusatz von Ton oder Sand, wodurch das Silber in sein Chlorid verwandelt wird, während das Gold unverändert bleibt. An Stelle dieses trockenen Verfahrens trat seit dem 15. Jahrhundert die Scheidung auf nassem Wege mittels Salpetersäure. Diese löst aus Gold-Silberlegierungen mit nicht über 35 % Gold alles Silber auf und läßt das Gold völlig ungelöst. Ist der Silbergehalt aber nicht etwa dreimal so groß wie der des Goldes, so muß für dieses Verfahren eine entsprechende Menge Silber zugeschmolzen werden. Seit ungefähr 1800 ging man zur sogenannten „Affination“ über, die Scheidung mit konzentrierter Schwefelsäure, die billiger und für alle Gold-Silberlegierungen verwendbar ist. Erhitzt man eine solche Legierung mit konzentrierter Schwefelsäure, so werden Silber und Kupfer ausgeschieden, während das Gold unangegriffen bleibt. Doch läßt sich völlig reines Gold auch auf diese Art nicht gewinnen; das erreicht man, zudem billiger und mit geringerem Silberverlust, durch die elektrolytische Raffinierung nach Möbius, die sich in kurzer Zeit allgemein eingebürgert hat. Als Elektrolyt dient dabei eine schwach salzsaure Goldchloridlösung in Porzellanzellen, die im Wasserbad auf 70 Grad erwärmt werden; als Anode wird das Rohmetall in Platten, als Kathode werden dünne Goldbleche eingehängt. Man elektrolysiert mit 0,1 bis 0,2 Amp./qcm Stromdichte unter ständigem Durchrühren des Elektrolyten. Der Vorgang der Elektrolyse ist in seinen einzelnen Phasen außerordentlich verwickelt, jedoch sehr einfach in seiner Endwirkung. Ist immer genügend freie Salzsäure vorhanden, so schlägt sich das Gold auf der Kathode nieder und zwar in dichter Form, wenn der Elektrolyt genügend Gold (3 bis 4 %) enthält. Man kann bei dieser Goldscheidung leicht ein Feingold von 999,8 erzielen. Manchmal enthalten die Goldzerze auch etwas Platin, das als wertvolles Nebenprodukt willkommen ist.

Aus der geschilderten Entwicklung der Goldgewinnung ist unschwer zu erkennen, welch gewaltiger Anteil hierin der Chemie beizumessen ist. Sie gab erst die Möglichkeit, einerseits Gold auch in den geringsten Mengen nachzuweisen, andererseits dieses Gold lohnend zu gewinnen. Dazu ist eine genaue Kenntnis der Eigenschaften dieses Metalles erforderlich.

Es wurde schon auf die außerordentliche Beständigkeit des Goldes hingewiesen, die eine vollständige Trennung von den Beimengungen und damit eine verhältnismäßig leichte Reindarstellung ermöglicht. Sie beruht darauf, daß das Gold sich nur in „Königswasser“ (Mischung von starker Salz- und Salpetersäure), in Chlor- bzw. Bromwasser, sowie in Natriumcyanid auflöst.

Der Reinheitsgrad des Goldes, der „Feingehalt“, wird amtlich in Tausendteilen, früher in „Karaten“ ausgedrückt. Reines Gold hat 1000 Feingehalt oder ist 24 karätig, die geringsten Goldwaren etwa 12 bis 9 karätig, entsprechend 500 bis 375 Feingehalt. Auf dem „Probierstein“ erkennt man den Goldgehalt daran, daß der glänzende Metallstrich beim Befeuchten mit 30 % Salpetersäure nicht oder nur z. T. verschwindet. Beim Betupfen mit Silbernitratlösung bleibt echtes Gold unverändert, während vergoldete unedle Metalle um so schneller dunkles metallisches Silber ausscheiden, je dünner die Vergoldung ist.

Für die praktische Verwendung sind vor allem die physikalischen Eigenschaften des Goldes maßgebend. Von den bekannteren Metallen ist das Gold das schwerste (19,3 spez. Gew.) und infolge seines hohen Atomgewichts und der geringen spez. Wärme fühlen sich goldene Gegenstände im Vergleich mit solchen von Silber, Kupfer, Eisen usw. warm an. Die Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit ist noch größer als die des Silbers, so daß feinsten Golddraht von 2 Kilometer Länge nur 1 Gramm wiegt, und daß Blattgold sich zu  $\frac{1}{8000}$  mm Dicke, für grünes Licht durchlässig, auswalzen läßt. Die absolute Festigkeit für gezogenen Golddraht ist 2000 bis 3000 kg auf 1 qcm. Außerordentlich wichtig ist die geringe Härte des Goldes, die zur Folge hat, daß Feingold sich beim Versand oder Gebrauch stark abreißt, wodurch im Laufe der Jahrtausende große Mengen verloren gingen, und daß es zur Verarbeitung auf Schmuck, Geräte, Münzen u. dgl. zu weich ist. Man benützt deshalb stets Legierungen von Gold, hauptsächlich mit Kupfer, auch Silber und anderen Metallen, wodurch die Härte gesteigert, allerdings auch die schöne gelbe Farbe verändert wird. Zur Herstellung der Legierungen schmilzt man die Metalle meist in Graphitiegeln und rührt mit Graphitstäben bis zur gleichmäßigen Mischung. Die Farbe der Legierung läßt sich nach Belieben von Bläugelb bis Hochrot herstellen. Andere Farben erhält man durch Zusatz weiterer Metalle, z. B. besteht graues Gold aus 30 T. Gold, 3 T. Silber und 2 T. Stahlschmelzen, blaues Gold aus 1 bis 3 T. Gold und 1 T. Stahl, grünes Gold aus 750 T. Gold, 125 T. Silber und 125 T. Radium. Andere Färbungen erzielt man durch Beizen (Ätzen). So ätzt man sehr goldarme Schmucksachen mit Schwefel- oder Salpetersäure, wodurch ihnen an der Oberfläche Silber und Kupfer entzogen und die Farbe des Feingoldes verliehen wird. Blauschwarze Schmucksachen aus Gold (japanische Shatdo) bestehen aus etwa 90 % Gold, 10 % Silber und etwas Antimon. Die dunkelblaue Oberfläche erzeugt man durch Beizen in einer siedenden Lösung von Kupfervitriol und Alaun.

Zum Vergolden von Holz, Tapeten u. dgl. dient das Blattgold. Metallwaren werden durch Aufwalzen, Plattieren vergoldet oder durch Aufstreichen von Goldamalgam und nachfolgendes Erhitzen (Feuervergoldung). Gebräuchlicher ist bei Metallen die galvanische Vergoldung, wobei zwischen kalter und warmer Vergoldung unterschieden wird, unter Verwendung von Goldchlorid und Natriumcyanid. Die „Glanzvergoldung“ des Porzellans

erfolgt durch Aufbrennen einer etwa 15%igen Lösung von Goldchlorid in geschwefelten Ölen, während der Goldpurpur bzw. Goldchlorid zur Herstellung des echten Rubinglases dient. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die Alchemisten eine ätherische Lösung von Goldchlorid unter dem Namen „Aurum potabile“ als Arzneimittel verwendeten. Technisch wird dieses Goldsalz, ebenso das Natriumgoldchlorid, auch in der Photographie zum Tönen gebraucht.

Einen annähernden Begriff von dem Goldverbrauch mancher Industriezweige erhalten wir durch die Angaben, wonach vor dem Krieg z. B. von den Buchbindereien in Leipzig jährlich für etwa 150 000 bis 200 000 Kronen Blattgold verarbeitet wurde und der Goldbedarf der Fabriken in Birmingham 2000 kg jährlich betrug. In Pforzheim wurden in 425 Fabriken für gegen 30 Millionen Kronen edle Metalle, in den Glasfabriken zu Venedig und Murano pro Jahr nahezu 100 kg Gold zu Rubinglas verarbeitet.

Außerordentlich interessant ist das kolloidale Gold. Am längsten bekannt ist der „Cassius'sche Goldpurpur“, der aus verdünnten Goldsalzlösungen durch teilweise oxydiertes Zinnchlorür als purpur- bis rotbraune Ausscheidung erhalten wird, und zwar von solcher Färbekraft, daß man noch ein Teil Gold in 100 Millionen Teilen Wasser nachweisen kann. Dieser Purpur wird als einzige Goldfarbe in der Glas- und Tonfärberei benützt. Glasflüsse, zumal bleihaltige, lösen nämlich fein verteiltes Gold auf, und nach schnellem Abkühlen erhält man zunächst eine farblose „feste Lösung“, die beim Anwärmen prächtig rot anläuft. Ein Teil Gold auf 50 000 T. Glas gibt noch schönen Goldrubin, bei 10 000 T. Glas ein kräftig leuchtendes Rosa. Wässrige Lösungen von kolloidalem Gold entstehen bei der Reduktion von Goldchloridlösungen durch die verschiedenartigsten Reduktionsmittel, wie Phosphor, Glyzerin, salpetersaure Salze, Wasserstoffsuperoxyd, Hydrazine usw., sind aber meist nicht lange haltbar. Je nach der Arbeitsweise erhält man rote oder violette bis blaue Flüssigkeiten, die im auffallenden Licht trübe erscheinen und metallisches Gold abscheiden. Unter dem Ultramikroskop kann man die Goldteilchen als Beugungsscheibchen sichtbar machen und findet so, daß in 1 Kubikmillimeter Goldrubinglas mehrere Milliarden Goldteilchen von unendlich kleiner Masse und linearer Ausdehnung enthalten sind.

Zum Schluß sei noch ein Verwendungsgebiet des Goldes besprochen, dem man die Überschrift geben könnte: „Es war einmal“, und dessen Erwähnung die schmerzlichsten Empfindungen in uns auslöst, das Münzwesen.

Während früher das Silber als Wertmesser diente, hatten lange vor dem Krieg die meisten Kulturländer die Goldwährung eingeführt, so England 1816, Deutschland 1873, Rußland 1897. Dieses hatte vorübergehend Platinmünzen geprägt, sie aber wieder eingezogen. Die Ausprägung der für den Verkehr notwendigen Goldmünzen erforderte bedeutende Mengen Gold, die erst durch die gewaltig gestiegene Weltproduktion greifbar wurden. Nach einer Schätzung des London Statist waren z. B. im Jahre 1910 in allen Kulturstaaten zusammen 17 728 Millionen Mark Gold in Form von Münzen und Barren im Umlauf. Während der Wert des Silbers infolge der amerikanischen Massenproduktion seit 1870 bedeutend zurückging, so daß diese nur noch für Scheidemünzen brauchbar war, konnte der Wert des Goldes sich zu 2790 Mark für 1 kg behaupten. Und damit war die Stellung des Goldes als Wertmesser und als Währungs-

grundlage gesichert, und dementsprechend wurde nach dem deutschen Münzgesetz aus 1 kg Feingold für 2790 Mark Goldmünzen von 900 Feingehalt mit 10% Kupfer geprägt.

Es steht noch in frischster Erinnerung, wie der unglückselige Weltkrieg und die Nachkriegszeit, in deren Verlauf etwa 75% allen Goldes nach Amerika abgeflossen sind,

Deutschland seiner Währungsstütze beraubt und dem Chaos der – zum Glück überwundenen – Inflation preisgegeben haben.

Möchte ein gütiges Geschick und der unbeugsame Wille zum Wiederaufbau unser verarmtes, gequältes Vaterland bald wieder besseren Zeiten entgegenführen.

## Erziehung zum Facharbeiter

Von Werksschulleiter Dr.-Ing. F. Weidmann, Sterkrade

Die moderne Technik, besonders bei unserem durch den verlorenen Krieg verarmten Volke, verlangt mehr als je, daß die Herstellung der Erzeugnisse so wirtschaftlich wie möglich erfolgt. Ein Vergleich zwischen der früheren handwerksmäßigen Erzeugung der Güter und der heutigen fabrikmäßigen Arbeitsweise läßt deutlich erkennen, daß die Maschine durch die durch menschlichen Scharfblick und Geist in Fesseln gelegten Naturkräfte immer mehr und mehr zur Arbeitsleistung herangezogen wird. Die Industrie kommt dadurch an sehr vielen Stellen mit Arbeitern aus, die nach kurzer Anlernzeit die verlangten Arbeiten zur vollsten Zufriedenheit ausführen, ja sogar genügen sehr häufig nur einige einfache Handgriffe, um die Maschine zu bedienen, die von jedem Arbeiter, auch dem, der keinerlei Vorbildung besitzt, ausgeführt werden können.

Beobachtet man die immer größer werdende Zahl der Spezialmaschinen, so könnte man zunächst zu der Ansicht kommen, daß der Facharbeiter, der eine geordnete Lehre durchgemacht hat, immer weniger in der Industrie benötigt wird, daß die menschliche Arbeitskraft verkümmert und der Mensch selbst zur Maschine herabgewürdigt wird.

Die Ansicht ist aber durchaus irrig. Davon zeugt ja schon der stets in der Industrie beklagte Mangel an hoch-

wertigen Facharbeitern. Gerade wegen der Spezialisierung in den Industrieerzeugnissen ist ein Stamm von gut vorgebildeten Facharbeitern erforderlich, die in der Lage sind, diese Spezialmaschinen einzurichten und einzustellen, damit die gefertigten Arbeitsstücke stets die gleiche Genauigkeit besitzen. Während früher der tüchtige Handwerker stets nur ein Stück jedesmal anfertigen konnte, wird heute durch die genau eingerichtete Maschine gleichsam das Erzeugnis eines tüchtigen Facharbeiters vervielfacht.

Außerdem muß man berücksichtigen, daß trotz der fortschreitenden Spezialisierung, Normalisierung und Typisierung noch eine große Menge von Einzelerzeugnissen in der Industrie hergestellt wird, besonders im Großmaschinenbau, die niemals in solchen Massen hergestellt werden können wie z. B. in der Automobil-, Fahrrad- und in ähnlichen Industrien. Bei diesen Erzeugnissen wird aber auch eine den Fortschritten der Technik entsprechende, stets größer werdende Genauigkeit verlangt.

Nur ein gut vorgebildeter Facharbeiter kann diesen Anforderungen gerecht werden. Gerade Qualitätsarbeiten werden es sein, die uns auf dem Weltmarkt einen Platz erobern werden. Deshalb ist in der augenblicklichen Zeit um so mehr Aufmerksamkeit dem Nachwuchs unserer Facharbeiter zu schenken.

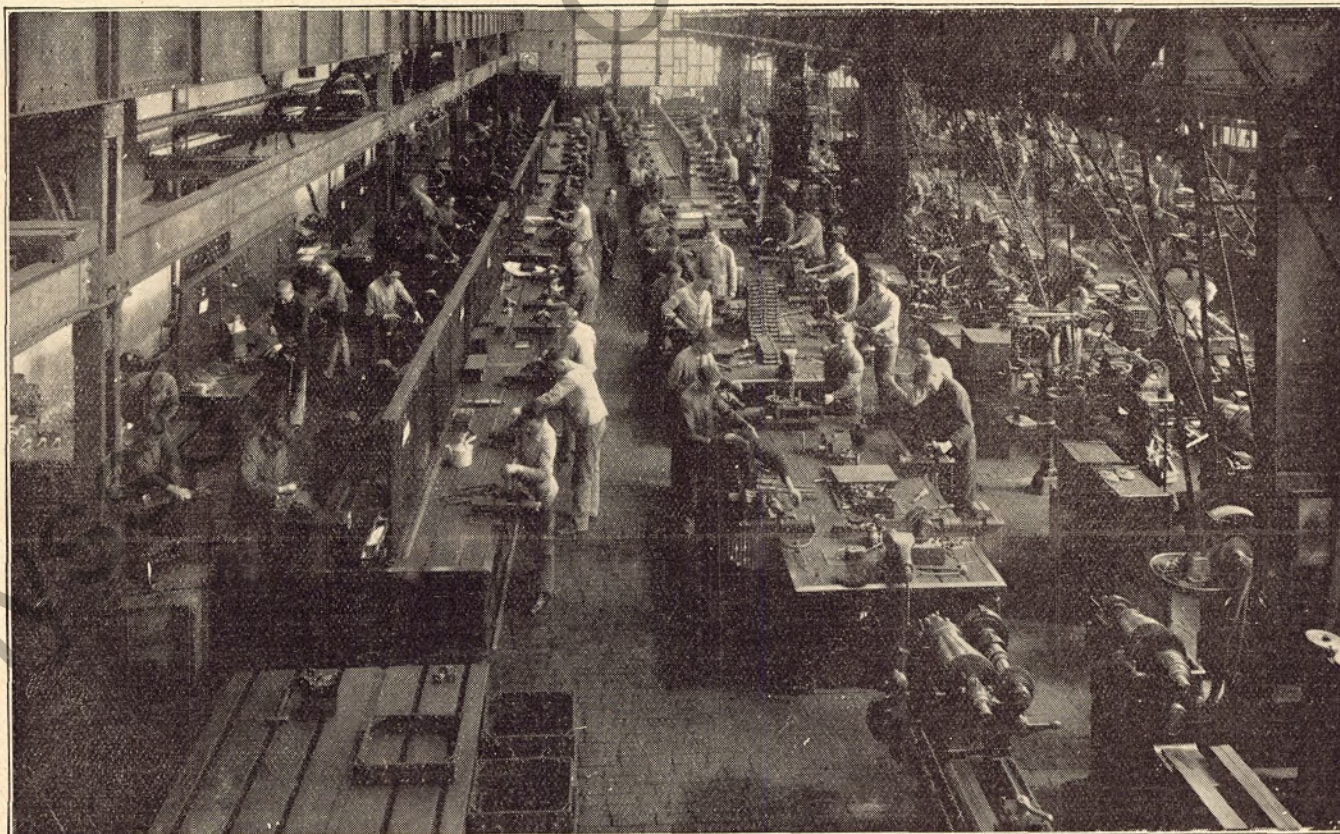




Abb. 2. Dreherlehrwerkstatt

Die Erkenntnis, daß die Handwerkslehre für die Erfordernisse der Industrie nicht mehr genügt, hat eine Reihe von Großfirmen schon vor dem Krieg veranlaßt, sich der Ausbildung ihres eigenen Facharbeiternachwuchses mit Ernst anzunehmen. Sie haben Lehrwerkstätten gegründet, in denen die Lehrlinge die verschiedensten für ihren Beruf erforderlichen Arbeiten lernen und üben. Die Ausbildung durch einen einzelnen Gesellen, dem ein Lehrling zur Hilfeleistung und Unterstützung beigegeben wurde, kann niemals den Erfolg zeitigen wie eine Anlernung in einer Lehrwerkstätte. Es wird kaum möglich sein, so viele Facharbeiter bei einer Firma zu finden, die neben der fachlichen Tüchtigkeit auch die pädagogische Gabe haben, die für den Beruf verlangten Geschicklichkeiten und Kenntnisse dem jungen Lehrling beizubringen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß bei der heutigen Arbeitsteilung der einzelne erwachsene Facharbeiter aus Gründen der Wirtschaftlichkeit stets gleiche oder doch wenigstens ähnliche Arbeiten auszuführen hat, so daß auch der ihm beigegebene Lehrling nur diese Sonderarbeiten sieht und kennen lernt.

Bei dem stetigen Fortschritt in der Technik ist es aber erforderlich, daß die allgemeinen Grundlagen des jeweiligen Berufes alle von dem jungen Nachwuchs gelernt werden müssen, damit er sich als fertiger Geselle bei allen Arbeiten, die später von ihm verlangt werden, zurechtfindet. In einer Lehrwerkstätte ist es möglich, die verschiedensten, besonders die kleineren Arbeiten, an denen aber besonders viel gelernt werden kann, den Lehrlingen in die Hand zu geben.

Es kommt noch hinzu, daß der Facharbeiter nicht nur die für seinen Beruf allein erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten haben muß. Er muß auch über die angrenzenden Fachgebiete Bescheid wissen. So genügt es nicht,

daß der Schlosser nur Schraubstockarbeiten kennen lernt. Er muß auch an der Drehbank, Fräsmaschine und am Schmiedefeuer gearbeitet haben. Umgekehrt muß auch der Dreher Feile und Meißel handhaben können. Eine derartige wechselseitige Ausbildung ist aber nur dann möglich, wenn die Lehrlinge der Industrie in Lehrwerkstätten zusammengefaßt werden. Nur hier kann eine den Ansprüchen entsprechende Ausbildung erfolgen, ohne die Fertigung der betreffenden Firma zu stören. Man ist in der Lage, Einzelteile aus dem gesamten Fertigungsgebiet herauszugreifen, die dann ganz in den Lehrwerkstätten hergestellt werden. Man hat dadurch noch den Vorteil, daß man unter Umständen die Möglichkeit hat, häufig die gleichen oder ähnlichen Arbeitsstücke von verschiedenen Lehrlingen herstellen zu lassen. Dadurch kann man Vergleiche zwischen den einzelnen Lehrlingen ziehen, die die weniger fleißigen zu größerem Eifer anspornen. Psychologisch ist die Herstellung von Gegenständen aus dem Fertigungsgebiet des Werkes auch deshalb von großer Bedeutung, weil der Lehrling sich nach vollbrachter zufriedenstellender Arbeit als nützliches Glied der gesamten Arbeiterschaft fühlt. Er gewinnt an Selbstbewußtsein und die Arbeit macht ihm viel mehr Freude. Natürlich läßt sich nicht ganz vermeiden, daß der Lehrling, besonders in der ersten Zeit der Lehre, an unproduktiven Stücken arbeitet. Man kann ihm nicht gleich ein Arbeitsstück in die Hand geben, welches dadurch, daß es in die Fertigung eingeschaltet werden muß, einen erhöhten Wert hat und dessen Mißlingen die allgemeine Fertigung empfindlich stört und außerdem unnötig verteuert. Die reinen Handfertigungsübungen, besonders bei Schlossern, müssen zunächst an unproduktiven Stücken gemacht werden. Dadurch vermeidet man auch, daß die Lehrlinge in der ersten Zeit der Lehre mit

untergeordneten Arbeiten beschäftigt werden, die für ihre fachliche Ausbildung keinerlei Wert haben. Leider sieht man noch zu oft, daß in dem Lehrling eine billige Arbeitskraft erblickt wird, die man aus verkannten wirtschaftlichen Gründen zu solchen Arbeiten glauben verwenden zu dürfen. Die Verpflichtungen, die man durch den Lehrvertrag und auch aus Gründen der Heranbildung eines tüchtigen Facharbeiternachwuchses übernommen hat, läßt man dabei außer acht.

Der deutsche Ausschuß für technisches Schulwesen, Berlin NW7, Sommerstraße 4a, hat mustergültige praktische Lehrpläne für derartige Arbeiten für die verschiedensten Berufe herausgebracht, die entweder vollständig oder doch wenigstens zum Teil übernommen werden können. Auch lassen sich an Hand dieser Lehrpläne Arbeiten aus dem Fertigungsgebiet des Werkes herausfinden, damit die Lehrlingsausbildung wirtschaftlich gestaltet werden kann.

Spricht man vom gewerblichen Lehrling, so denkt man unwillkürlich zunächst an den Schlosser, dessen Nachwuchs man auch zur Not, vorausgesetzt, daß das Angebot groß genug wäre, aus der Handwerkslehre entnehmen könnte. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von Berufen, die die Industrie benötigt, deren Ausbildung durch eine handwerkliche Meisterlehre unmöglich ist. Ich denke hier besonders an die Dreher, Kesselschmiede, Brückenbauer, Former, Modellschreiner, Elektriker für die Industrie u. a., deren Ausbildung nach handwerklichen Grundsätzen den Bedürfnissen der Industrie nicht genügt bzw. überhaupt nicht möglich ist.

Den Nachwuchs in diesen Berufen kann man nur durch eine geordnete Industrielehre heranbilden. Auch bei Berufen, deren Lehrlingszahl nicht sehr groß ist, lassen sich durch Einrichtung von Lehrlingsgruppen in den einzelnen Betriebswerkstätten dieselben Grundsätze durchführen, wie sie für die Errichtung von Lehrlingswerkstätten maßgebend sind.

Durch die Anfertigung von produktiven Arbeitsstücken in den Lehrwerkstätten gewinnt die Lehrlingsausbildung an Wirtschaftlichkeit. Wenn auch die Unterhaltungskosten dieser Werkstätten, bezogen auf die aufgewendeten

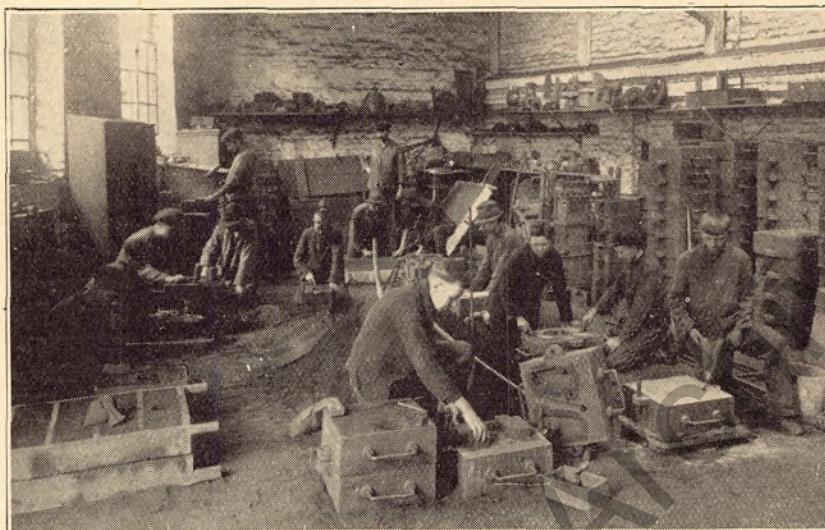


Abb. 3. Lehrformerei

produktiven Löhne einen größeren Aufkostensatz rechnerisch ergeben, so ist zu bedenken, daß durch die auf das Arbeitsstück verbrauchten niedrigen Lehrlingslöhne die Selbstkosten nicht höher werden, zum Teil sogar noch tiefer bleiben, als wenn das gleiche Stück von Facharbeitern gefertigt worden wäre. Es kommt noch hinzu, daß der Lehrling seine Arbeitsstücke nach Anleitung der Meister und Vorarbeiter vollständig selbst herstellt und dadurch zur Selbstständigkeit erzogen wird, die bei seinen späteren Arbeiten in den Betriebswerkstätten ihm und dem Werke sehr zu Statten kommt.

Die erwähnten Gedanken sind bei einer Reihe von Firmen, besonders der Metallindustrie, schon vielfach mit Erfolg angewandt, so auch bei der Gutehoffnungshütte, Oberhausen, Aktiengesellschaft. Seit dem Jahre 1914 bestehen Lehrwerkstätten bei der Abteilung Maschinenbau, Stertrade. Für die Lehrlinge der Metallbearbeitungsbetriebe sind dort eine Schlosserlehrwerkstatt (Abb. 1) und eine Dreherlehrwerkstatt (Abb. 2), in denen die Lehrlinge in den ersten zwei Jahren ihrer Lehrzeit ausgebildet werden, eingerichtet. Da sämtliche Lehrlinge in beiden Werkstätten wechselweise beschäftigt werden, so ist auch die erwähnte Ausbildung in den angrenzenden Berufen gewährleistet. Die Lehrformerei (Abb. 3) und die Lehrlinge der Modellschreinerei (Abb. 4), die der jeweiligen Betriebswerkstätte angegliedert sind, zeigen Beispiele von den vorher erwähnten Lehrlingsgruppen.

Nicht nur große Werke, die in ihrem eignen Betriebe genügend Lehrlinge haben, um Lehrwerkstätten einzurichten, sind in der Lage, sich die angegebenen Vorteile zunutze zu machen. In manchen Industriestädten findet man Spezialindustrien, bei denen die einzelnen Werke zu wenig Lehrlinge für solche Einrichtungen ausbilden. Es ist aber auch dort möglich, Lehrwerkstätten einzurichten, indem sich einzelne Firmen zu Interessengemeinschaften zum Zwecke der Lehrlingsausbildung zusammenschließen und gemeinsame Lehrlingswerkstätten gründen. Die Gemeinschaftswerkstätte muß dann zum Zwecke der Selbst-



Abb. 4. Modellschreinerei

erhaltung und wegen der vorher erwähnten Gründe von den einzelnen angeschlossenen Firmen Kleinaufträge aus ihrem jeweiligen Arbeitsgebiet zur Anfertigung bekommen. Damit können auch die Lehrlinge gleich in das Arbeitsgebiet der Firma eingeführt werden, zu der sie nach Ablauf der Ausbildungszeit in der Lehrwerkstatt kommen werden. Ein anderer Weg ist der, daß sich die Industrieverbände in den einzelnen Bezirken dieser Frage annehmen und durch entsprechende Einrichtungen die Lehrlingsausbildung fördern.

Es sei aber zum Schluß noch darauf hingewiesen, daß für die Durchführung dieser Gedanken unbedingt der wichtigste Punkt der ist, daß die richtigen Führer sich zu solchen Aufgaben finden. Die Lehrlingsjugend muß richtig angefaßt werden. Sie ist noch für Ideale empfänglich. Außer dem Ernst der Arbeit ist ebenso wichtig, daß der Mensch richtig erfasst wird. Die in der Jugend erhaltenen Eindrücke wirken das ganze Leben nach. Die Jugend, auf die sich die Zukunft unseres Staates unbedingt aufbaut, muß lernen, daß die Arbeit nicht allein

zum Broterwerb geleistet werden muß; sie muß dahin geführt werden, daß sie über der Arbeit steht, daß sie sich der Arbeit, selbst wenn sie große Anstrengungen von Körper und Geist erfordert, mit Freude und innerer Befriedigung hingibt, daß sie ihr zur Lebensnotwendigkeit wird. Dazu kann aber nur der führen, der neben den sachlichen und Unterrichtsfähigkeiten die Gabe besitzt, sich in die Gedanken der Jugend hineinzufühlen, der es versteht, den Sturm und Drang der Jugend in die Bahnen zu lenken, die zum Wohle des Einzelnen und zum gesamten Volkswohl führen. Er muß aber auch die Fähigkeit besitzen, die Erfordernisse des einzelnen Wertes zu erkennen. Es läßt sich niemals eine Organisation ohne weiteres auf ein anderes Werk übertragen, selbst dann nicht, wenn die Fertigungsgebiete dieselben sind.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß unsere Wirtschaft bei einer hoffentlich nicht allzufern liegenden besseren Geschäftslage gerüstet ist, durch einen gut ausgebildeten Nachwuchs an Facharbeitern den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden.

## Floßfahrt und Wanderung im bolivianischen Urwald

Von Erland Nordenstiöld

Der berühmte schwedische Forscher veröffentlicht im Verlage Stroeder & Schröder in Stuttgart ein reich illustriertes Werk: „Forschungen und Abenteuer in Südamerika“, worin er über seine letzte große Südamerikareise berichtet, die ihn und seine tapfere Frau, Olga Nordenstiöld, in zum Teil noch unerforschte Urwaldgebiete Boliviens führte. Von den Reizen einer Wasserfahrt, aber auch von den Schwierigkeiten, die es bei einer Urwaldwanderung zu überwinden gilt, gibt die nachstehende Schilderung, die wir mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung aus dem Werk abdrucken, ein anschauliches Bild.

**W**ir verlassen die Mofetene, da wir die Gastfreundschaft der Mönche nicht länger in Anspruch nehmen können. Berg geht mit den Maultieren durch den Wald nach Huachi, nachdem ihnen in Covendo die wohlverdiente Ruhe zuteil geworden war. Dort konnten sie so viel Reis fressen, wie sie wollten. Ein paar Mofetene-Indianer begleiten Berg\*, um ihm für die Tiere einen Weg durch den Urwald zu bahnen. Meine Frau und ich schiffen uns mit drei Mofetenen und unserem Gepäck auf einem Floße ein. Dieses besteht eigentlich aus zwei Flößen, die man zusammengebunden hat, um sicherer über die Stromschnellen zu kommen.

Jetzt sind die Mofetene-Indianer in ihrem wahren Element. Der Rio Beni ist hier reich an kleinen Stromschnellen, und es ist eine gefährliche Fahrt für einen, der nicht gewohnt ist, ein Floß zu führen und in dem brausenden Wasser zu fahren. Hat man Mofetene-Befähigung, kann man ganz ruhig sein, da ist es ein Vergnügen. Es ist wirklich herrlich, dieses „Schlittensfahren“ über die Wirbel. Es geht in eiliger Fahrt dahin. Vorn und hinten stehen Indianer mit Stangen aus den starken und zähen Stämmen des Pfeilgrases. Blühschnell steuern sie das Floß zwischen den Steinen hindurch. Eine einzige Unvorsichtigkeit — und wir würden umwerfen. Trotz der spannenden Fahrt entgeht dem Steuermann nichts. Sie und da fliegt ein Pfeil vom Floß aus nach einem Fisch, der an der Oberfläche des Wassers zu sehen ist. In ruhigem Fahrwasser hält das Floß, und die Indianer springen ins Wasser, um mit Pfeil und Bogen zu fischen. Das ist ein herrlicher Sport; dazu bedarf es Flinkheit und sicherer Augen. Es ist das Lieblingsvergnügen südamerikanischer Urwaldindianer. Fische im Strom zu schießen, das ist sicher feiner als Lachs zu angeln.

Man muß Geduld haben, wenn man mit Indianern reist. Da sehen sie 3. B. Affen am Waldrand. Sie halten, machen das Floß fest und sind im Nu verschwunden. Die Affen haben bemerkt, daß sie verfolgt werden, und so beginnt eine wilde Jagd. Die Indianer haben Vorderlader, die nicht weit tragen. Ein heftiges Schießen hebt an ohne besonderen Erfolg, denn die Bäume sind hoch. Kommt man mit einer weittragenden Waffe, ist es leicht, Eindruck zu machen. Wenig imponierend dagegen ist die Fähigkeit des weißen Mannes, zwischen Pflänen und Reisern vorwärtszukommen, mit der Nase in der Luft zu laufen, die Affen im Auge zu behalten und nicht mit dem Kopf ins Dickicht zu rennen und sich an den Stacheln zu zerfetzen. Hat man keinen Kompaß dabei, so ist es für einen Weißen gefährlich, auf einer solchen Jagd allein tief in den Urwald zu gehen, da man sich leicht verirren kann. Um denselben Weg, den man gekommen ist, zurückzufinden, muß man überall mit dem unentbehrlichen Waldmesser Zeichen in die Bäume schneiden.

Huachi ist eine kleine Zuckerplantage mit Branntweimbrennerei. Der Besitzer, Sennor M., ist Antialkoholiker. Berg macht deshalb die boshafte Bemerkung, daß gerade die zwei Abstinenzler, die wir in Bolivien getroffen haben, Branntweimbrennereien haben. Segen uns Herr M. überaus zuvorkommend und verschafft uns an einem Tag die zwei Wegweiser, die wir brauchen, um zu den Chimane-Indianern zu kommen.

Einer unserer Führer und Wegbahner ist Indianer und heißt Federico, der andere ist Mestizo und heißt Julio. Am 15. November verlassen wir Huachi.

Julio ist ebenso wie Federico sehr arbeitsam und ein trefflicher Begleiter im Urwald. Das Waldmesser handhabt er meisterhaft; das ist vonnöten, denn der Weg ins Land der Chimane-Indianer ist ein ganz verwachsener Pfad über schlüpfrige Laterithügel und steile Berge, wo zwei waldbewohnte Leute nicht mehr als etwa zehn Kilometer an einem Tage aufbauen können.

Der Weg folgt ein Stück dem Rio Beni, dann wendet er sich gegen Norden und macht einen großen Bogen nach Westen. Er führt auf den Bergrücken hinauf und dann hinab zum Rio Onicua, hierauf über den Cerro Pelado zum Rio Querosen (Petroleumfluß) hinab. — Von hier an bis weit nach Argentinien hinein findet man längs der Anden Petroleumquellen, denen man jetzt große Aufmerksamkeit schenkt. — Sodann geht es auf den Bergkamm hinauf und wieder hinunter zu einem ganz bedeutenden Fluß, der der Rio Quiquív sein soll und angeblich in den Rio Beni mündet; ich halte ihn eher für den oberen Rio Jacuma, einen großen Nebenfluß des Rio Mamoré. Hierauf geht es weiter über das Chamaygebirge zum Rio Emé und immer weiter durch die Wälder ins Land der Chimane-Indianer.

Wir ziehen durch ein Gebiet, das auf den Karten als unerforscht bezeichnet ist. Teilweise ist es einigen Neusiedlern und Waldleuten bekannt, zum größten Teil aber nicht einmal diesen. Kein Forscher hat diese ungebahnten Wege betreten, noch weniger eine europäische Frau, nicht einmal in der Missionsstation Covendo soll je eine gewesen sein. Schritt für Schritt müssen wir uns durch dorniges Gestrüpp, Pflänen, mannshohe Brennnesseln und Mauern von dicken Bambusstämmen durcharbeiten. Ganz ungefährlich ist das nicht, denn zahlreiche giftige Schlangen leben zwischen allen diesen Pflanzen. Federico ist hier einmal von einer Schlange gebissen worden und war nahe am Sterben. Auch sein Hund wurde gebissen und verendete nach einer Stunde.

Für die Maultiere ist es schwer, die steilen Hänge hinaufzuklimmen. Schon bei Huachi rutschten zwei von den Tieren in einen Bach, so daß ein Teil des Gepäcks durchnäßt wird und etliche Filmrollen verderben.

Es sind sonderbare Wälder hier. Obwohl es den ganzen Tag regnet, können wir nicht alle Tage Wasser finden. Besonders schwer ist es, genügend Wasser für die Tiere aufzutreiben, denn wir müssen oft oben auf den Höhen lagern. Trotz der gewaltigen Uppigkeit der Vegetation laufen wir Gefahr, daß unsere Maultiere verhungern, denn auf dem Boden finden sie kein Futter.

\* Berg ist mein schwedischer Begleiter, der am Weihnacht 1913 im Urwald ermordet wurde

Fortsetzung folgt.



Kupp phot.

Winter im Park von Sanssouci  
Die historische Mühle im Schnee

# Die drei Freier

Eine Erzählung von Levin Schücking

1.

In der hochbepflanzten und uralten, des heiligen römischen Reiches freien Stadt Augsburg liegt noch heute am Weinmarkt und dicht neben dem Wohnhaus der weltberühmten Fugger ein Gasthof, der seit undenklichen Zeiten die beste Herberge geboten hat für alle Wegfahrer zwischen Alpen und Main- oder Rheinland. Er ist ursprünglich vor vielen Jahren, zu Caroli Quinti Zeiten, vom reichen Anton Fugger zu seinem Wohnhause erbaut; auch ist darin noch heute der Saal mit der überaus kunstreich getäfelten Decke aus geschnittenem Holzwerk zu sehen, in welchem der reiche Anton die römisch-kaiserliche Majestät bewirtete und mit des Kaisers Schuldverschreibung über viele Tausend Dukaten das Raminfeuer entzündete. Nach des Fuggers Heimgang, nun auch schon, wie gesagt, seit vielen Jahren, ist das Gebäude ein Wirtshaus geworden, ansehnlich und groß, mit stattlichen Räumen und breiten steinernen Stiegen, und dazu versehen mit einem Keller voll der ausgedehntesten und köstlichsten Weine aus Ungarland, Hispanien und Italien, so daß niemand, und reiste er auch durch das ganze weite Land der Deutschen, sich besser unterzustellen vermöchte, als bei den „Drei Mohren“ in Augsburg.

Es war im Jahre als man schrieb 1700, um die Zeit jedoch, als schon das alte vor dem jungen Jahre, so da 1701 heißen sollte, zu weichen sich anschickte; in der Zeit zwischen der heiligen Weihnacht und dem Fest der drei Könige, was man gemeinlich „in den Zwölften“ nennt; es ist das die Zeit besondrer Andächtigkeit und der frommen Einklehr in sich selbst für die lebenden Menschen, aber auch die Zeit der Unrast und Unruhe für alle die, so im Grabe noch keine Ruhe fanden und absonderlich die Art Unseliger, die nicht gern da vorüber zieht, wo ein Kreuz errichtet ist oder das geweihte Glöcklein einer Kapelle läutet.

Es hatte mehrere Tage geschneit, jetzt aber schien das Wetter sich allgemach umsehen zu wollen, denn der Schnee begann sich unter den Füßen der ehrbaren Bürgersleute zu ballen, die über den Weinmarkt, nach St. Ulrich und Afras hoch in den Abenddunst aufragendem Münster in die Abendandacht schritten. Auch war die Luft plötzlich wärmer und feucht geworden, und ein grauer Nebel legte sich leis über die Dächer und quoll sacht in die Gassen nieder, daß die hohen Giebel der Häuser mit ihren Zaden und Zieraten durch den doppelten Schleier der Dämmerung und des Nebels wie hochauferlichtete Lebewesen mit wüsten versteinerten Gesichtern ausahen, die nur noch das volle Nachtdunkel erwarteten, um sich aus der dichtgedrängten Reihe, in der sie zusammengeschoben standen, mit den Schultern loszuschütteln und, Gott der Herr weiß was, zu beginnen. Und jetzt sah man auch die Spitzen der Dächer von Sancti Afras schon gar nicht mehr, so nebelicht und dunkel war es bereits.

Unter dem geöffneten Einfahrtstore der „Drei Mohren“ stand Herr Winhold Eusebius Flachs, der Gastwirt, und überblickte den Weinmarkt, ob vielleicht noch irgendeine fremde Herrschaft zu Roß oder gar zu Wagen sich nahe, um Aufnahme unter sein gastliches Dach zu begehren, denn die Stunde war da, um die Torschlösser schließen zu lassen.

Als er nun so dasstehend den vorüberziehenden Kirchengängern, die von der Seite des Weberhauses herkamen, entgegen sah, blieb sein Auge auf einer fremdartigen Gestalt haften, welche sich von den andern, so die Gasse belebten, sehr auffallend unterschied. Es war ein Mann in einem langen dunkeln Salar, der sich langsam an einem hohen Wanderstabe weiterbewegte und so ermüdet schien, daß er einmal die rechte Hand ausstreckte, um sich an den Mauern des nächsten Hauses zu stützen; endlich, als er gerade dem schönen Herkulesbrunnen gegenüber gekommen war, blieb er ganz stehen, lehnte sich mit der Schulter an die nächste Mauer, krampfte seine beiden Hände um seinen Stock, ließ das Haupt auf die Brust sinken und schien es ganz und gar aufzugeben, sich noch weiter zu schleppen.

Die Menschen auf der Gasse warfen im Vorübergehen einen Blick auf ihn, der eine oder der andere blieb auch einen Augenblick neben ihm stehen, — und schritt dann stumm und teilnahmslos weiter. Herr, oder wie man dazumal sagte, Monsieur Flachs aber rief, nachdem er diese Erscheinung eine Weile beobachtet hatte, seinen Hausknecht herbei und hieß ihn hingehen und dem müden, unglücklichen Menschen beibringen und ihn ins Haus holen, damit er doch nicht umkomme so in der Nacht und Kälte, mitten in der reichen Stadt Augsburg und dicht vor der Schwelle eines christlichen Wirtshauses.

Es wird zwar ein Jude sein, — so schloß Monsieur Flachs nach dem Aussehen des Mannes, und auch allein schon aus der Art, wie die frommen Kirchgänger so recht wie christliche Samariter teilnahmslos und fast an dem armen Teufel vorübergingen; aber es ist doch auch ein Mensch, setzte Herr Flachs für sich hinzu, und oft haben diese polnischen Langbärte mehr rote Füße in der Rage als die gleißendsten Ravalieri.

Unterdes hatte der Hausknecht den ermatteten Wanderer erreicht, ein paar Worte mit demselben gewechselt und kam nun ihn am Arme führend langsam mit ihm dahergeschritten, bis sie unter dem Torweg des Gasthofes standen.

„Gott lohn's! Gott lohn's! — ich bin müde! müde! müde!“ sagte hier tief aufatmend und sich auf die Schulter des Knechtes stützend der Fremde. „Laßt mir ein gutes Bett geben, Herr, und eine stille Kammer — ich kann es bezahlen — nur ein gutes Bett, — ich bin müde! müde! müde!“

Der Wirt warf einen prüfenden Blick über die Gestalt, die ihm nun doch einen recht wunderlichen Eindruck machte. Der müde Mann hatte einen langen, wirren, zerzausten Bart und ein schmutziges, braungelbes, langes Angesicht, das wie von Wetter und Wind gegetzt und beinahe so runzlicht war wie die Rinde eines alten Baumes; sein Salar von schwarzem Zeug sah wohl recht beschmutzt und abgeschabt und faden-scheinig, aber gar nicht zerlumpt oder zerfetzt aus, und alles in allem mußte Herr Winhold Eusebius Flachs beim Anblick dieses wunderlichen morschen Gefellen an den toten Tilly denken, den er auch so halb vermodert und halb vertrocknet mit seinem ledernen Gesicht einst in Alten-ötting im Lasten liegen gesehen.

„Führ' ihn hinauf und gib ihm, was er verlangt — laß ihn auch eine warme Suppe und einen Nachtrunk haben“, sagte Monsieur Flachs zu seinem Knecht, nachdem er seine Musterung beendet; dann setzte er, zu dem Wanderer gerichtet, mitteilend hinzu: „Auch wenn du nicht mehr Reisepfennige hättest als der ärmste Strolch auf des Kaisers Heerwege, so solltest du in meinem Hause nicht Kälte und Hunger leiden, Mäuschel!“

Der Fremde folgte dem Knecht und erhielt von ihm angewiesen, was er verlangte, ein Kammerlein mit einem Bette; die Speise und den Trunk, so man ihm anbot, wollte er nicht. Am andern Morgen um neun Uhr, bat er nur, möge der Wirt zu ihm in seine Kammer kommen. Bis dahin sollte man ihn ruhen lassen — nur ruhen.

Am andern Tage — es mochte neun Uhr längst vorüber sein, denn der Hospes zu den „Drei Mohren“ sah eben mit einem paar guter Gefellen unten in der großen gewölbten Gaststube beim zweiten Frühstück und hatte des alten Juden Bitte, so ihm gestern abend der Knecht hinterbracht, längst vergessen, — da trat dieser mit einem verstorren Gesicht hinter seines Herrn Stuhl und sagte leise: „Ich soll Euch zu wissen tun, daß der armenische Prinz Isak Laquedem Euer allgoleich begehrt, Monsieur Flachs!“

„Wer? bist du über Nacht simpel geworden, Georg?“

„Geht hin, Monsieur Flachs, und wenn Euch der Verstand nicht selber stille steht bei dem da oben, den Ihr gestern in Euer Haus aufgenommen habt, so könnt Ihr mich einen Simpel heißen.“

Der Gastwirt begab sich eilig, von seinem Hausknechte geführt, auf die Kammer des Fremden. Aber nachdem er den ersten Blick auf diesen geworfen, sah er sich wie ganz und gar verduzt in der Kammer um, ob er denn träume oder wache. Der alte todmüde Jude, den er aus Barmherzigkeit am Abend zuvor unter sein Obdach aufgenommen hatte, lag auf dem Bette vor ihm da als ein ganz schöner, kräftiger und noch junger Mann von höchstens dreißig und einigen Jahren. Monsieur Flachs hätte seinen Augen nicht geglaubt, aber vor dem Bette des Fremden lag dessen alter schmutziger Salar und ihm zu Häupten stand der große knorrige Eichenstock, an dem er sich gestern so mühsam weiter geschleppt.

„Der Schlaf hat Euch sehr wohl getan, Herr!“ begann Monsieur Flachs endlich verwirrt und betroffen das Gespräch.

„Das hat er“, versetzte still lächelnd der Fremde; „Ihr habt gute Betten in Augsburg und deshalb gedente ich auch noch geraume Zeit auf den guten Pfühlen Eures Hauses auszuruhen, Herbergvater. Laßt mir dazu aber Eure besten Gemächer herrichten. Ich war gestern zu müde, als daß ich mit Euch rechten mögen, weil Ihr mich in dies schmale Kammerlein weisen ließt. Auch mag ich eben nicht ganz reputierlich ausgesehen haben in dem zerrissenen und beschmutzten Anzug, in dem ich bei Euch anlangte.“

„In der Tat“, sagte der Wirt, „und deshalb müßt Ihr's nicht verübeln — hättet Ihr nur ein Wort gesprochen —“

„Laßt es gut sein; ich verzeihe es Euch“, antwortete der Fremde gnädig. „Ihr müßt wissen, daß ich gestern auf meiner Reise im Walde vor Zusmarshausen von einer Bande Strauchdiebe unerwartet überfallen, elendiglich niedergeschlagen und schändlich ausgeplündert worden bin. Meine Diener sind alle tot auf dem Plage geblieben, Habe und Gepäck haben die Mordgesellen mir geraubt und mit meinen Pferden sind sie auf und davon gesprengt. So ist es! Ihr habt schlechte Stedenreuter und Aufsicht hiezulande; wenn so etwas im Reiche meines Vaters, des Großfürsten von Armenien vorkäme, so stäßen die Strolche drei Tage nachher am Pfahle!“

„Ei, ei, ei!“ bedauerte kopfschüttelnd Monsieur Flachs und setzte dann hinzu: „Seine Gestrangen, der regierende Herr Bürgermeister, wird sicherlich sofort nach geschehener Meldung ein Schreiben an den Herrn Fürstbischof nach Dillingen ergehen lassen, mit dem Ansuchen, Euer Hoheit Genugthuung zu verschaffen.“

„Glaubt Ihr in der Tat? Mehr kann man nicht verlangen. Des gnädigen Bischofs Mannschaft wird dann, wenn sie wacker hinterdrein ist, binnen kurzem ganz genau den Platz entdecken, wo die Sache vorgefallen. Und weiter nichts. Des muß ich mich denn wohl getrösten! Aber Ihr begreift jezt, Herbergvater, weshalb ich ausseh wie ein alter Jude, als ich gestern, an allen Gliedern zerschlagen und durch den Schmutz gezogen, bei Euch anlangte. Was aber das Beste ist, so habe ich vor den Wegelagerern noch immer einen Notpfennig gerettet, daß Euch um meine Beche nicht bangen braucht. Und so höret, was ich von Euch begehre: Zuerst laßt mir einen Bartpuher, einen Gewandhändler

und einen Schneider kommen; sodann bestellt mir einen Koffelhändler. Haltet mir stets auch eine Sänfte mit vier Trägern bereit und schaut Euch nach ein paar zuverlässigen Männern um, die Ihr mir als meine Diener empfehlen könnt. Endlich, richtet Euern besten Saal her und laßt ein Mahl für drei Gäste bereiten, so gut es nur immer Eure Küche und Euer Keller vermögen. Ihr könnt um die Abendstunde die Ankunft von zwei Herrschaften erwarten, die mich hier aufzusuchen kommen und ihr Absteigequartier bei Euch zu nehmen gedenken.“

„Sörg, der Knecht, hat wohl recht gehabt; dem Gastwirt stand bei allem diesem nach und nach der Verstand vollkommen stille, und er stand eine Weile, ohne zu antworten, da, mit großen Blicken den Fremden anstarrend. Dieser, schien es, gab seinem stummen Erstaunen eine falsche Deutung; er griff, sich halb erhebend, nach seinem alten Salare, der auf dem Schemel vor seinem Bette lag, fuhr in eine Tasche des Gewandes und holte eine ganze Hand voll funkelnder Goldstücke heraus.“

„Wollt Ihr ein Duzend davon zum voraus?“ fragte er lächelnd. „Es scheint, Ihr haltet noch immer den

Prinzen Isaak Laquedem, den Sohn des Großfürsten von Armenien, für einen armen Wegfahrer!“

„O nein, Eure Hoheit, — ich eile gleich, alle Eure Befehle zu erfüllen“ versetzte errötend Monsieur Flachs und verließ schnell das Schlafgemach des Fremden, um alles, was gesunde Beine hatte im Gasthof zu den „Drei Mohren“, aufzubieten und außer Atem zu versetzen.

Bei alledem hatte der müde, alte Wanderer, der über Nacht ein schöner junger Prinz geworden war, nicht ganz Unrecht gesehen, wenn er etwas wie Ungläubigkeit und Mißtrauen aus den Zügen des erstaunten Monsieur Flachs zu lesen gemeint. Der Argwohn, daß ein Abenteuerer ihn zu prellen beabsichtige, schlich sich, sobald er allein war, wieder bei ihm ein und lag auch zu nahe, um nicht sehr verzeihlich zu sein; Monsieur Flachs bereute in kurzer Frist, die angebotenen Goldstücke nicht genommen und ihre Echtheit geprüft zu haben. Lange, das versprach er sich aber, werde er nicht der Narr eines pfiffigen Glücksritters und Betrügers sein, höchstens bis zum Abend; dann mußte es sich ja auch zeigen, ob die angekündigten Herrschaften wirklich einträfen oder nicht.

So stand er denn um die Dämmerungsstunde erwartungsvoll wieder unter der Haustür und blickte den Weinmarkt hinauf und hinab. Die Straße bot heute nicht mehr den Anblick von gestern; die weiße Schneedecke, die den Boden überzogen, hatte sich in nassen Schmutz und Wasser aufgelöst und ein warmer Südwestwind warf von Zeit zu Zeit schwere Massen des Schnees von den Dächern flutschend auf die Gassen und

in die Höfe nieder. Wie Monsieur Flachs nun so dastand, die fröstelnden Hände in beide Taschen begrabend und erwartungsvoll bald den Kopf rechts und bald ihn links wendend, öffnete sich ein Fensterflügel über ihm, und der Kopf des armenischen Prinzen, der jezt dort oben nach vorn hinaus die besten Gemächer eingenommen, sah hervor und fragte mit spöttischem Lächeln, während seine schmalgeschlitzten schwarzen Augen unter den dicken, über der Nase zusammenfließenden Brauen unheimlich wie Rahenaugen im Dunkel leuchteten: „Monsieur Flachs,“ fragte er mit seinem eigentümlich langsam die Silben herausgurgelnden Organ, „sehet Ihr noch niemand ankommen?“

Der Wirt warf einen verdrießlichen Blick nach oben und versetzte: „Ich habe nur nach dem Wetter ausgeschaut. Es wird eine garstige und stürmische Nacht werden.“

„Ich hoffe, Ihr habt für ein gutes Kaminfeuer in Eurem Saale gesorgt, an dem meine Freunde sich von dem Mühsal ihrer Reise er-

holen können; der eine von ihnen ist sehr frostiger Natur und der andere hat einen absonderlichen Abscheu vor Regen und Nässe und Wind.“

„An einem guten Feuer soll es nicht fehlen,“ versetzte der Gastwirt, wenn nur die Herrschaften nicht ausbleiben.“

„Sie werden nicht ausbleiben. Habt Ihr für die Mahlzeit Fürsorge getragen?“

„Wie es Eure Hoheit befohlen hat.“

„Und seht, da kommen sie!“ sagte der Prinz von Armenien, zog seinen Kopf aus dem Fenster zurück und schloß es dann sorgfältig wieder zu.

Herr Flachs schaute nach allen Seiten aus, aber er sah und hörte nichts von den angekündigten Gästen; er wollte bereits mißvergnügt ins Haus zurücktreten, als er plötzlich in der Ferne ein Geräusch und Gerumpel wie das einer schwerfälligen Karosse wahrnahm; wenige Augenblicke darauf zeigten sich in der Tat aus der nächsten Quergasse biegend die Vorderperde einer vier-spännigen Reiseskutsche, die in langsamem Trab, wie vom roten Turmtor herkommend, über den Weinmarkt bogen und dann geradewegs den „Drei Mohren“ zulenkten. Es war ein

merkwürdiges altes, mit Schnitzwerk und bunten Farben bedecktes Gerüst von einem Reisewagen; das Riemenwerk war so dick, als ob es aus Elfen- oder Büffelhaut geschnitten, und das Ganze hatte eine so ehrwürdige altertümliche und fast lächerliche Gestalt, daß man hätte glauben können, es habe schon vor einem Jahrhundert gedient, oder die Königin Bertha mit dem Sänsefuß habe gar schon ihre Wochenbettvisiten darin abgefahren. Die Pferde aber waren vier ganz gewöhnliche Fürstlich Thurn und Taxische Postklepper.

Als der Wagen vor dem Tore der „Drei Mohren“ hielt, stieg ein stämmiger Diener vom Bode herab, riß eifrig den Wagenschlag auf und half einem kräftig gebauten Manne von mittlerer Größe, von blonden Haaren und großen blauen Augen, aber ganz dunkler, wettergebräunter Hautfarbe, aus dem Wagen.

„Ein Quartier für Seine Erzellenz, den Herrn Admiral van der Dedden aus Batavia!“ sagte der Diener, während sein Herr mit wankendem Seemannsgange ohne Gruß an dem Wirt vorüber in den Torweg schritt.

Monsieur Flachs machte seine schönsten Büdlinge und bat die Erzellenz untertänigst, ihm zu folgen. Er schritt die Stiege hinauf und führte, wie es der Prinz von Armenien befohlen, den Fremden sogleich in den großen schönen Fuggersaal, wo das Mahl bereit war und ein großes lustiges Feuer im Kamin prasselte. Aber kaum hatte er noch vor dem neuen vornehmen Gaste die beiden Flügeltüren des Saales aufgeworfen, als ein gewaltiges Pferdegestampf und Hallo von unten

## Winterwald

Otto Ludwig

Wer's nicht gesehen,  
Hat viel versäumt,  
Da draußen in dem Zunderwald.  
Was Märchenfeen  
Die Nacht geträumt,  
Ward zart zur weißen Duftgestalt.

Der kleinste Zweig  
Kristallumhüllt,  
Schaumglühend blitzt er auf;  
Der Sonne Reich  
Strömt lichterfüllt  
Goldsprüh'nde Sterne drauf.

Am Strauchgewirr  
Bekröntet blüht  
Schneebuntenreiner Schimmer,  
Ein Eisgellir  
Leis tönend fliehet  
Durch's kalte Glanzgefimmer.

Müd' träumte eine Zwergenschar  
Vernummt, gebeugt,  
Im Kleid aus Hermelin;  
Aus dunkler Tannen Silberhaar  
Feinrieselnd stäubt  
Ein Raunen zu ihr hin.

Nur hungrig klopft  
Der bunte Specht  
Im süßerlungnen Schweigen,  
Die Flocke tropft,  
Berstet erregt  
Zu weißem Wirbelreigen.

Jaunkönig jirpt  
Im schnee'gen Meer  
Vergeblich nach einem Bissen.  
Gar manches stirbt  
Kraftlos zur Wehr  
An eis'gen Winterküssen.

Im Schleiergetöse  
Duftig tiefbetet  
Ruht tiefverfunkenes Leben;  
Die Decke, die lose,  
Hat sorglich gerettet  
Alles frühlingserhoffende Leben.



Kunstgalerie Hamburg

E. D. Friedrich, Dresden

### Tannen im Schnee

herausschallte und ihn zurückrief. Er lief eilfertig die Stiegen wieder hinab, zu schauen, was es gäbe; da fand er den Vorweg von vielen Sattel- und Saumrossen eingenommen, und von dem schönsten derselben, einem hohen feurigen Schimmel, stieg just eine schlanke, ritterliche Männergestalt, gekleidet in grünes Tuch, das rings mit schmalen goldenen Borten besetzt war, einen dreieckigen Hut mit grünen Federn auf dem Haupte und an der Seite, an einem goldenen Gurt einen kostbaren Hirschfänger mit goldenem Gefäße, das aus den Falten des weiten, langhin nachflatternden Mantels hervorschimmerte. Sein Gesicht war lang und sehr hager, aber ausdrucksvoll und edel geschnitten und seine Augen blühten so düster vornehm unter den buschigen schwarzen Brauen hervor, — weiland der Ritter Parzival oder der tapfere Bayard konnte nicht vornehmer aussehen.

„He, Holla! Wirt!“ brüllte einer von den Reitknechten aus dem Gefolge, so laut, als ob er hier, in dem geschützten Vorwege, gegen den Sturm anschreien müsse.

„Hier! hier! was steht dem Herrn zu Befehl?“ rief Monsieur Flachs herbeistürzend.

„Seine Erzellenz der Oberstjägermeister von Rodenstein will Eure Herberge beziehen.“

„Es ist alles bereit!“ rief Monsieur Flachs ganz aufgeregt und sich einmal über das andere verbeugend aus, „belieben Eure Erzellenz mir zu folgen; Seine Hoheit, der Prinz von Armenien und Seine Erzellenz, der Herr Admiral von der Dedden aus Batavia, erwarten bereits den Herrn Oberstjägermeister von Rodenstein oben auf dem Saale.“

## 2.

In dem schönen Saale, der, von dem Geräusch der Cassie fern, stille nach hinten hinaus gelegen ist, flammten die Wachsterzen des kristallinen Kronleuchters und spiegelten sich in den kostbaren Silbergeschirren und Pokalen, mit denen Monsieur Flachs eine runde Tafel inmitten des Gemaches hatte besetzen lassen. Ein Haufen Buchenscheite flackerte und knisterte in dem hohen Kamin und verbreitete eine linde Wärme, während der Duft der Speisen ein Mahl verhieß, wie es die vornehmen Herren, die heut in den „Drei Mohren“ ihr Absteigequartier genommen, wohl nirgends üppiger hätten finden können. Auch mochten die drei Herren, die sich von den verschiedensten Enden der Welt her hier ein Stellbischein gegeben zu haben schienen, sich nach der Mühsal ihrer langen Wegfahrt wieder recht wohl und behaglich fühlen. Und ganz ungestört unter sich dabei bleiben wollen, denn sie wiesen, nachdem die Speisen sämtlich, wie befohlen, zugleich aufgetragen worden, die Diener hinaus und verriegelten die hohe, dunkle Flügeltüre; während ihr Gesinde, auch ein Häuflein gar wunderlicher Gesellen, sich unten in der Gaststube zusammenfand, an einer Ecke des langen braungebohten Eichentisches zusammenhockte und in einer fremden turloien Sprache munkelte, von der Monsieur Flachs keine Silbe verstand, soviel fremder Gesellen aus aller Herren Länder er auch bei sich beherbergt hatte, und so sehr er jetzt auch, wenn er sich in ihrer Nähe zu schaffen machte, die Ohren auftrat.

Dies Abschließen und Heimlichtun ärgerte aber endlich Monsieur Flachs, der, wie alle Wirte, etwas neugieriger Natur war; doch getröstete er sich dessen bald, denn er hatte dafür gesorgt, daß ihm von dem rätselhaften Prinzen aus Armenien und seinen Freunden auf die Dauer in seinem Hause nicht also ein Schnippchen geschlagen werden konnte. Leise und heimlich stieg er auf den Speicher seines Hauses, bis er sich just über dem Fuggersaale befand. Da war kunstreich ein kleiner Schieber in der gefälzten Decke des Saales angebracht, an einer Stelle, wo eine große, geschnitzte Rose die Öffnung völlig unsichtbar machte. Hier konnte ein stiller Lauscher jedes Wort vernehmen, welches da unten gesprochen wurde, jede Bewegung mit den Augen verfolgen; und das tat jetzt Herr Flachs, nachdem er den Schieber leise geöffnet.

Die drei Herren hatten ihren Tisch dem Kamin nahe geschoben und saßen jetzt aufrecht und stattdlich da; sie tafelten eine Zeitlang düster schweigend und führten bedächtig die Bissen zum Munde, so wie jemand, der prüfend eine ihm fremde Speise genießt; dann nach geraumer Zeit schoben sie die Schüsseln beiseite, wandten ihre Gesichter der Flamme zu und füllten nun alle drei ihre Pokale mit dem schweren Algeciraswein, den Monsieur Flachs ihnen zum Nachtrich hatte aufstellen lassen.

„Nun denn, auf ein fröhliches Jahr!“ sagte, den Kopf aufwerfend, der Oberstjägermeister von Rodenstein, als er den Becher erhob und gravitätisch an die Lippen führte.

„Sei es so lustig, wie es unser letztes war!“ tat Mynheer van der Dedden, der Admiral, Bescheid.

„So fröhlich, wie es Anno 1601 war?“ fiel der Armenier kopfschüttelnd ein, „das wäre viel verlangt, denn seitdem sind hundert Jahre verflossen, die eine harte Zeit für das arme Menschengewürm waren, und diese Unglücksfinder sind trübselig und stumpfsinnig darüber geworden.“

„Und doch, denkt ich, ist im reichen, üppigen Augsburg noch immer lässlicher Kurzweil genug zu finden; wo nicht,“ sagte der Weidmann, „und wenn wir bereuen, uns just hier zusammengefunden zu haben, so ist es meine Schuld nicht; der starrköpfige Holländer bestand darauf, er wollte weit, weit vom Meere fort und mitten auf den Kontinent, wo keine Seewinde wehen.“

„Hadelberg,“ sagte der Admiral, die Brauen düster zusammenziehend, „tut mir die Liebe an und spricht das Wort Meer nicht aus, falls ihr wollt, daß wir als Freunde zusammenbleiben!“

„Nun nichts für ungut, van der Dedden, nur laßt mir dagegen auch Jagd und Weidwerk beiseite!“ versetzte der Weidmann und tat einen tiefen Zug aus dem Becher.

„Und du?“ fragte der Admiral, zum Armenier gewendet. „Hast nicht auch du deine schwache Seite, alter Isak, deren Verührung dich schüttelt?“

„Nein. Sprecht, von was und wem ihr wollt, vorausgesetzt, daß ihr mir niemals, solange wir zusammenbleiben, zumutet, einen Schritt außer dem Hause zu Fuß zu tun, und anders denn zu Ross oder in einer Sänfte.“

„Erzähl“ uns, was du gesehen hast, Isak Laquedem,“ hub, nachdem eine kurze Pause eingetreten war, der Weidmann wieder an; „erzähle von dem, was geschah in den hundert Jahren, daß wir einander nicht gesehn; du bist der Glücklichere von uns, du durchwanderst die Erde und siehst, was die Menschen in den Städten machen, durch welche du schreitest, in den Palästen, an deren Sittertoren du vorübergehst. Meine Bergschluchten und Heiden bleiben immer stumm, meine Wälder immer still und tatlos, wie sie seit Jahrtausenden waren; und van der Dedden dort sieht nichts, als immer und immer die weite graue Salzflut ohne Anfang und Ende, das öde Rollen der Wogen vom Aufgang bis zum Niedergang!“

„Sind die rollende Woge des Ozeans und das grüne Eichenblatt des Waldes eintöniger, als das Tun des Menschenvolks, dieses ewig wimmelnden Geschmeißes, das in den Rügen und Falten der Erdkruste nistet?“

„Doch, doch“, entgegnete, das Kinn auf den Arm stützend, der Mann der Wälder. „Die Menschheit ist ein Baum, durch den von Zeit zu Zeit ein ganz andres, stolzeres Wehen des ewigen Geistes rauscht als der Wind, der den dunklen Tann in meinen Bergen schüttelt.“

„Ah bah,“ versetzte der andere, „deine Waldblätter grünen und fallen ab, wenn sie welt werden, um einem neuen grünenden Blättergeschlechte Raum zu machen. Bei den Menschen ist es nicht also; bei ihnen sträubt sich das Vermodernde vor dem Niederfall, und am Baum der Menschheit hängen mehr gelbe und dürre Blätter als vollsaftige und grünende. Freu' du dich deines Waldes und deiner Wildbahn, Wütender, und beneide den nicht, der durch die Geschlechter der Menschen wandern muß!“

„Was meinst du, van der Dedden?“ fragte der Weidmann, „gib dein Sprüchlein dazu.“

Der Mann aus Batavia zuckte die Achseln: „Menschen, Wellen, Blätter — ich mag heute aller drei nicht gedenken — lassen wir sie dem Winde, dessen Spielzeug sie zu sein verdammt sind!“

Eine Pause trat im Gespräche ein; der Weidmann füllte die Pokale neu.

„Wo sahst du ihn zuletzt?“ fragte den Seefahrer der Wandernde. „Bei Van-Diemensland,“ antwortete dieser. „Er saß hinter dem Steuer eines Dreimasters aus Vlissingen, der gerademweges auf eine Korallenbank zusteuerte. Als ich vorüberfuhr, machte er eine höhnische Gebärde und wies auf die Untiefe hin, an der das Fahrzeug nach einer Viertelstunde mit Mann und Maus zugrunde ging.“

„Ich“, sagte Isak Laquedem, „sah ihn zuletzt in einem roten, goldgestickten Roden in Wien zu Hofe gehn; er war als Hofrat angetan und wollte bei einer Ministerkonferenz das Protokoll führen. Und du, Hadelberg?“

„Im Westfalenland wird ein neues Jesuitenkollegium gebaut; da sah ich ihn nachts unter den Haussteinen beschäftigt; er arbeitete im Mondschein einem Steinmeken das T. H. S. in dem Architrav über dem Eingangstore nach, das der Mann ihm wohl nicht schön genug gemacht hatte.“

Als der Weidmann diese Worte gesprochen hatte, schien der Wind, der, während die drei Männer tafelten, sich erhoben und wider die runden, bleigefachten Scheiben der Fenster gefahren war und nun immer lauter und lauter um die Dächer und Essen geheult und gegurgelt hatte, plötzlich mit voller Kraft in den Rauchfang des Kamins zu stoßen. Asche und Funken stoben auf und eine breite Flammenzunge schlug mit dickem Qualm vom Herd, statt aufwärts in die Esse zu steigen, in den Saal herein. Die drei Männer am Tische fuhrn zurück, geblendet von dem heizenden Rauche. Als sie die Augen wieder öffneten, sahen sie, daß sie einen neuen Gesellen bekommen und daß sie selbst im Gemache waren; denn eine vierte Gestalt saß auf einem Schemel neben dem Feuer, das jetzt ruhig und stet wie vorher flackerte, als ob nichts geschehen sei.

Es war ein gar langes, schmales, dürres Menschentind, der vierte, in einem schwarzen Gewand, fast wie ein Schulmeister gekleidet; ein dreieckig gürteltes war in die Stiege gedrückt, also, daß man vom Antlitze fast nur die scharfe Nase und die tiefen Wangenhöhlen wahrnahm; er schien zu frösteln, denn er rückte seinen Schemel dicht ans Feuer und streckte beide Hände den Flammen entgegen, und schier bis in sie hinein.

„Was willst du hier?“ fuhr zornig der Weidmann bei seinem Anblick auf.

„Haben wir mit dir zu schaffen, solange 1701 im Kalender steht?“ fiel unwillig der Prinz aus Armenien ein.

„Gemach, gemach!“ antwortete der Schwarze. „Glaubt ihr, ihr hättet allein das Recht, müde zu sein und euch auszuruhen, wenn ihr eure lausigen kurzen hundert Jahre lang ein wenig die Luft, das Wasser und die Erde durchwandert habt? Unmündige Knaben, die ihr seid, wollt ihr mir auf ein Stündlein die Gemächlichkeit hier an eurem Herd mißgönnen? Mich dünkt, es ist dir schon einmal übel ergangen, hitziger Ahasverus, weil du einem müden Mann keine Ruhestätte auf deiner Schwelle gönntest! Und du, wütender Hadelberg, bin ich eine deiner Jaggrüden, daß du mich forthehen willst?“

„Was willst du hier? Was suchst du bei uns?“ fragte Isaaq Laquedem, den er Ahasverus genannt.

„Ich will mich über euer Tun ergötzen, ihr Gesellen,“ antwortete der lange Schwarze; „es ist ein lustiger Einsall, daß ihr übereingekommen seid, euer Rastjahr zusammen zu verleben; die fahrenden Schüler des Alten da droben wart ihr lange genug, und da er euch nun einmal wieder ein Jahrlein Ferien gibt, wollt ihr sehen, wie's jungen Kavaliere zumut ist, die sich zusammen die Vakanzzeit vertreiben. — Was gedenkt ihr zu tun? Ihr werdet nicht immer hier sitzen wollen, um zu trinken und eure Füße zu wärmen! Oder doch? Sprich, alter Joseph Cartaphilus aus Jerusalem, auch Isaaq Laquedem genannt, willst du dir die Zeit etwa mit Kalendermachen vertreiben? Und du, wüster Rüdenzüchter, wenn du nicht vorhast, die Müße zu benützen, um deine zerschlagenen Heßpeitschen neu zu flechten, so wüßte ich ein sauberes Stücklein Wild für dich! Den fliegenden Holländer da frag' ich gar nicht: der alte Sünder hat sich, als er das erste Sklavenschiff von Guinea nach Westindien führte, so in die schwarze Rasse verliebt, daß er für eine weiße Venus nicht den kleinen Finger rührte!“

„Du hast einen Anschlag, Satan!“ antwortete Isaaq Laquedem, „laß ihn uns hören!“

„Zuerst müßt ihr wissen, daß der Teufel die Öffentlichkeit haßt. Ihr habt einen Lauscher hier.“

Die drei andern wandten die Köpfe und blickten spähend in dem Saale umher.

Monsieur Flachs, dem sich bis hierher und je mehr er von dem Gespräch da unten vernommen, die Haare mit jedem Augenblicke höher gestäubt hatten, fühlte sich bei den letzten Worten des Schwarzen vollends wie in kaltem Schweiß gebadet. Er wollte sich aus seiner liegenden Stellung neben dem kleinen Schieber in der Decke rasch erheben und die Flucht ergreifen; aber es war ihm, als seien seine Glieder vom Schrecken gelähmt; er konnte weder Fuß noch Hand bewegen und mußte zusehen, wie da unten im Saale der dürre Schwarze gerade unter die Rose in der Decke trat, die den Lauscher verborgen hatte, beide Arme zu ihm empor hob und nun mit den ausgestreckten Händen ein paar Sekunden lang leise Bewegungen gegen ihn hin machte. Der unglückliche Gastwirt fühlte bei diesen Bewegungen sogleich eine ganz sonderbare Schwere und Schläfrigkeit über sich kommen; seine Augenlider schlossen sich, sein Kopf fiel mit dem ganzen Oberkörper auf den Boden, und nach wenigen Augenblicken lag Monsieur Flachs in tiefem Schlafe. —

Als Herr Winhold Eusebius aus seinem Schlafe erwachte, war es tiefe Nacht und seine Glieder waren steif vor Frost. Die beängstigendsten Träume hatten ihn gequält. Er hatte sich auf einem weißgebleichten Pferdegerippe durch die Lüfte getragen gefühlt, verfolgt von der zähnefleischenden Meute, dem Hallorufen und den langen, feinen Kopf umschnellenden Peitschenschnüren des wütenden Heeres; über Wälder Flüsse, Berggründen fort, immer weiter und weiter dem blutroten Horizonte zu war er geflogen, bis er plötzlich das Meer unter sich brausen und schäumen gesehen. Da hatte das Tiergerippe, das ihn getragen, ihn mit einem Stoß von sich geschleudert, er war hinabgefallen und gesunken und gesunken, und unter ihm segelte das Totenschiff über die Wogen und streckte seine Masten und Spieren in die Höhe, immer gerade unter ihm, wie um den Fallenden aufzufangen und zu speien.

Monsieur Flachs hatte dies nicht eigentlich geträumt, sondern er hatte es zu erleben geglaubt, er hatte das schreckliche Bewußtsein dabei, daß er wache und es wahr und wirklich erlebe! Nur war es ihm unmöglich gewesen, einen Schrei auszustößen, ein Glied zu rühren. Endlich — er fühlte schon die Spitze des höchsten Mastes mit dem schwarzen Wimpel in seiner Rippe, — da gab ihm die Verzweiflung Riesenkraft — es gelang ihm, den Arm zu bewegen, und fort war der böse Alp, fort der Schlaf.

Im Saale unten waren die Lichter erloschen, die letzten Funken des Herdfeuers verglommen. Der Gastwirt schlich sich mit den wie zerschlagenen Gliedern still von dannen und suchte sein Lager auf. Schauerliche Bilder und Gedanken, die ihm durch sein heizpulsierendes Gehirn wirbelten, hinderten ihn am Wiedereinschlafen. Er fragte sich in diesem Aufbruch aller feiner Fibern und all seines Blutes immer wieder umsonst, ob er denn wirklich alles erlebt oder alles nur geträumt, was er in dieser Nacht gesehen oder gehört. Und als die Morgensonne auf dem Dache der „Drei Mohnen“ stand, lag Herr Winhold Eusebius Flachs in einem hitzigen Fieber, in welchem er die wirresten Phantasien aus-

stieß von den Geistern, die über die Erde, durch die Luft, über das Wasser wandern und alle sich beugen vor dem schwarzen Gebieter des Feuers.

3.

In den nächsten Tagen und während der unglückliche Monsieur Flachs sich in solchen Fieberträumen verzehrte, hatten die drei Gäste seines Hauses begonnen, sich mit der Stadt Augsburg bekannt zu machen; sie hatten zuerst, der Oberstjägermeister als reicher Kavaliere zu Pferd, mit zwei Reitknechten hinter sich, der Prinz aus Armenien und der Admiral aber in vierspänniger Karosse mit vielen Lakaien und Läufern, Besuche bei dem regierenden Herrn Bürgermeister und anderen hohen Personen vom Rat und von den Geschlechtern abgestattet, der hochweise und fürsichtige Rat hatte dem Prinzen von Armenien feierlich den Ehrenwein gekendet; sie waren auch überall wohl und wie es vornehmen Herrschaften gebührt, aufgenommen und hatten dann, indem sie die besuchtesten Weinstuben mit ihrer Gegenwart beehrten, mancherlei Verbindungen und Bekanntschaften angeknüpft.

Sie zeigten sich dabei als aus der Maßen joviale und lebenslustige Kavaliere; sie waren immer von gleicher unbändiger Heiterkeit und immer sprudelnd von unerhörten Einfällen und Anschlägen, wie früher niemand in ganz Augsburg so etwas vernommen. Die ehrfamen Patrizier der Stadt, die sich ehemals in ihren Weinstuben hinter der Flasche gähmend gegenübergesessen und den Brunnen ihres Witzes voreinander längst so geleert hatten, daß kein Tröpflein darin zurückgeblieben schien, waren wie umgewandelt, seit diese Gesellen unter ihnen waren; seitdem tönten lustige Lieder, Becherklingen und Würfelklappern doppelt so lang bis in die späte Nacht hinein. Trinken und Spielen war der fremden Kavaliere Hauptleidenschaft; sie bewältigten, ohne irgendeine Veränderung ihres Humors zu verraten, unmäßige Quantitäten des schwersten Weines und ließen beim Spielen Geldsummen durch ihre Finger rollen, als hätte der eine von ihnen, der holländische Admiral, die spanische Silberflotte geentert und brüderlich mit seinen beiden Freunden geteilt.

Die Matronen der zu Spiel und Trunk verführten Männer aus den Augsburger Geschlechtern begannen besorgt nach dem Ende dieses Treibens zu fragen; aber ihre einst so gestrengen und würdevollen Eheherren, in die plötzlich wie durch eine böse Ansteckung die Ausgelassenheit gefahren, gaben ihnen wenig tröstliche Antworten; die drei Kavaliere, hieß es, hatten sich von drei verschiedenen Enden der Welt hier ein Stelldichein gegeben, um in Lust und Freuden ein ganzes Jahr miteinander zu verleben: sie wären Herzensbrüder von ihrer Studienzeit her, als sie noch zusammen den Wissenschaften obgelegen, auf irgendeiner weltberühmten Universität, zu Bologna, Paris oder Salamanca.

Nur eine Frau war in der ganzen Stadt Augsburg, die sich gar nicht wie die andern sehnte, hinter den drei Fremden endlich ein Kreuz machen zu können, sondern eher mit Bekommenheit und Sorge an den Augenblick dachte, wo sie scheiden würden, und diese Frau war von allen die schönste und gepriesenste.

Unsere Kavaliere hatten sie auf einem Feste kennengelernt, das die Geschlechter zur Faschingszeit auf ihrem großen Tanzhause, dem Augustbrunnen gegenüber, gehalten und zu dem jene von Sr. Gestrengen, dem regierenden Herrn Bürgermeister selbst, eine feierliche Invitation erhalten. Frau von Hatzbeck, so hieß die Dame, war an einen grämlichen, gichtbrüchigen Gemahl verheiratet und war Mutter eines Knaben. Sie stand in der Mitte der Zwanziger, war hoch und schlank gewachsen und sah aus so stolz, als sei sie die römische Königin; aber sie hatte auch Grund, stolz zu sein; denn sie schien die Erbin all der Schönheit geworden, womit einst die berühmten Töchter Augsburger Bürger, die Klara von Dettin und die Bernauerin und die Welferin sich Herzen und Throne erobert haben. Unter den Herren von Augsburg war trotz dieser Schönheit die Zahl ihrer Anbeter nicht groß; denn Frau Ulrike von Hatzbeck pflegte hofierende Männer mit einer Verachtung und einem Hohn zu behandeln, der jedes nicht vollständig verliebte Herz von ihr zurückschreckte. Sie war, ohne daß man viel um ihre Herzensneigung sich gekümmert, von ihren Eltern an ihren armseligen reichen Gemahl dahingegeben worden. Der letztere mochte aber diese Ehe tausendmal verwünscht haben, denn er fühlte sich wenige Monate nach der Trauung in seinem eigenen Hause wie etwa ein unbrauchbar gewordener Hausbeamter, dem eine Königin in ihrem Palast das Gnadenbrot gibt.

„Königin Ulrike“ nannten denn auch die Augsburger die stolze glänzende Frau, die hoch und schweigsam ihres Weges ging und auch wohl ganz offen gestand, daß sie sich einen Thron wünsche, nur um ihr Geschlecht an der brutalen Fäbheit der Männer rächen zu können, welche sich die Herren der Schöpfung dünkten und in ihrem jämmerlichen Hochmut die Frauen wie eine Art untergeordneter Wesen in ihren Häusern einsperrten, oder für Geld verknuppelten, oder in Klöster begruben; die, so schwache, eitle, beschränkte, mitteleidswerte Gesellen sie seien, doch seit Adams kläglich feiger Entschuldigung die Frauen als die Lasttiere des Lebens betrachteten und zu schweigendem Dulden zwängen.

Wenn „Königin Ulrike“ auf diesen Gegenstand kam, wurde sie immer sehr bereit; aber da gerade die Frauen am wenigsten zusammenzuhalten und ihr Recht zu wahren pflegen, sondern, beinahe wie eine von Dienstbarkeit gebrochene Nation, immer bereitwillig ins Lager ihrer Gegner übergehen, so stand Ulrike verlassen und allein und war fast ganz auf ihren Knaben beschränkt, an dem sie als dem Sohn seines ungeliebten Vaters auch nicht sonderlich zu hängen schien. Ulrike, schien es, grämte sich darum nicht; sie genügte sich und sah mit großem stolzen Blick in die Zukunft, von der sie irgendeinen Herzogshut oder einen Kronreif erwartete; denn an ihrer Wiege hatte eine alte zigeunerhafte Prophetin sie ihr gesungen, daß sie einst einem Prinzen folgen werde.

Man kann denken, daß es einen recht seltsamen Eindruck auf Frau Ulrike machte, als nun wirklich ein Prinz, wenn auch aus fernem Lande, vor sie trat und die düsterglühenden Blicke Isaaq Laquedems unter ihren schwarzen, zusammenschließenden Brauen her sich in die Augen der schönen Frau versenkten. Ulrike erzitterte unter diesen Blicken, aber sie raffte ihren Hochmut zusammen und begegnete ihnen fest und stolz. Sie sagte sich, daß hier ein Mann, den sie zu fürchten habe, sie herausfordere; sie machte sich mit innerer Aufregung auf einen Kampf gefaßt, bei dem sie nicht mehr die volle Sicherheit des Sieges hatte, aber kein Zucken ihrer Mienen verriet äußerlich diese Bewegung.

Der Prinz aus Armenien war jedoch nicht der einzige, der sich ihr vorstellten ließ, um ihr zu huldigen; auch der Admiral van der Dedden und der Oberstjägermeister von Rodenstein bewarben sich alsbald um ihre Gunst und erbaten am Ende des Festes die Erlaubnis, ihr Haus betreten zu dürfen. Ulrike gewährte sie gnädiglich.

Es mußte für den guten alten Herrn von Hahbed, der sein Leben in seinem Lehnssessel zubrachte, eine außerordentlich erfreuliche und schmeichelhafte Wahrnehmung sein, daß von diesem Tage an sein Haus der Lieblingsaufenthalt der drei vornehmsten und ausgezeichnetsten Fremden war, die Augsburg in seinen Mauern beherbergte. Sicherlich mußte er auch dankbar den Einfluß anerkennen, den diese Bevorzugung auf die Stimmung seiner jungen und blendenden Gemahlin übte; denn wenn er früher, von dem zerschmetternden Gewicht ihrer Verachtung gebeugt, oft bitter sein Schicksal angelagt hatte, den Nacken unter das demütigende Joch einer Frau beugen zu müssen, so durfte er sich jetzt der vollständigsten und schmeichelhaftesten Nichtbeachtung von seiten der Gemahlin erfreuen, die nur noch für die Gesellschaft ihrer drei Anbeter zu leben schien. Diese aber, schien es, sollten wenig bei solcher Auszeichnung gewinnen; denn Ulrike wiederholte den drei Kavaliern oft und nachdrücklich, daß sie sich ihre Huldigungen lediglich deshalb gefallen lasse, weil sie aus der ganzen Männerwelt nur sie drei kenne, bei denen es ihr eine rechte Genugthuung sei, ihre volle und unsägliche Verachtung des ganzen „stärkeren Geschlechtes“ auszusprechen; die andern Männer verdienten nicht einmal, daß sie um deren willen soviel Atem und Worte verliere. Die fremden Herren lachten spöttisch bei solchen Versicherungen der schönen Frau, und besonders wußte der Prinz aus Armenien durch beißende Einwürfe sie zu reizen und sie zu heftigen Behauptungen weiter fortzureißen, als sie ursprünglich hatte gehen wollen.

Für den Frieden unter den drei Fremden selbst mochte die anscheinend sich gleichbleibende eifige Kälte der stolzen Frau, die auch alle kostbaren Geschenke und Kleinode, welche sie ihr darboten, hartnäckig zurückwies, sehr heilsam sein; denn Spuren von eifersüchtiger Bewachung der Fortschritte, die jeder in der Gunst der Dame mache, blieben bei ihnen nicht aus, und selbst Ulrike warf es ihnen oft scherzend vor. „Das ist Männerfreundschaft!“ sagte sie lachend: „Ihr seid aus

den fernsten Winkeln der Welt zusammengekommen, wie ihr sagt, von eurer Liebe und Treue zueinander gezogen, und jetzt brauchte ich nur dem einen von Euch, zum Beispiel diesem blauäugigen, mich anstrierenden „Schout-by-Nacht“ aus Batavia die Rose zu schenken, die ich hier am Nieder trage, und ihr beiden andern würdet dem ehrlichen Holländer alsbald den Hals zu brechen begehren.“

„Die Männer stellen freilich die Liebe einer schönen Frau höher als die Freundschaft eines edlen Mannes“, antwortete Isaaq Laquedem. „Aber auch nur die Liebe einer schönen Frau. Seht dagegen die nicht schönen Frauen, wie mißachtet sie bleiben. All euer Einfluß ist in der Welt an eure Schönheit geknüpft. Wie so gar demütigend ist das für euch! Euer Wert, eure Kraft liegt also nicht in der Höhe eurer Gedanken, in der Größe eures Geistes, noch in der Stärke eurer Entschlüsse, sondern im Schnitt eurer Nase und in der Farbe eurer Gesichtshaut!“

„Das ist nicht unsere Schuld“, versetzte Ulrike darauf, „also auch nicht unsere Demütigung; aber es ist unser Unglück: die Männer sind einmal von so tierischem Hange, daß sie nicht auf die Höhe der Gedanken, nicht auf die Größe des Geistes noch auf die Stärke der Entschlüsse in einem Weibe, sondern auf die Größe der Schönheit Wert legen. Und just unser Unglück ist diese Schönheit; sie ist die Mutter der Eitelkeit, die uns zu besiegten Besiegerinnen der Männer macht; ohne sie ständen Frauen und Männer gleichberechtigt sich gegenüber; ohne die Entwertung und Entwürdigung, zu der die Schönheit die Frauen führt, kämpften beide Geschlechter mit gleichen Vorteilen, mit gleicher Verteilung von Sonne und Wind den Kampf des Lebens. Und glaubt es mir, Ihr sarkastische Hoheit aus Armenien, und Ihr lächelnden Herren und Erzellenzen, in einem solchen Kampfe würde die Frauentugend nicht hinter der Männerstärke zurückbleiben!“

„Ihr werdet uns noch beweisen, daß es eine Beleidigung für Euch sei, wenn wir die zauberhafte Schönheit bewundern, die uns Euch zu Füßen legt“, sagte der Oberstjägermeister.

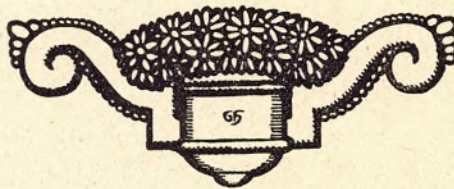
„Beinahe ist es so“, antwortete Ulrike; „glaubt mindestens nicht, daß es mich freue, von meiner Schönheit reden zu hören. Ich lege nicht den mindesten Wert auf sie, und diejenigen, welche Wert auf ihre Schönheit legen, verachte ich!“

„Da habt Ihr unrecht, sehr unrecht“, fiel der armenische Prinz ein, „glaubt das uns, die wir Euch huldigend und bewundernd umgeben. Wir haben viel erlebt und viel gesehen, wir alle drei, wir haben von dem alten Stüde, betitelt: Erdenleben, mehr Aufzüge gesehen, als Ihr uns wohl zutraut, stolze Frau. Und nun seht: die Welt hat keinen Schatz und kein Kleinod, das Dichten und Trachten der Menschen hat kein Ziel, und wäre es auch das verlodendste — die Historie hat keinen Kranz und keinen Ruhm, nach dem es uns irgend viel gelüstete; nur eines hat uns bezwingen können — wir huldigen Eurer Schönheit.“

Isaaq Laquedem sprach diese Worte so feierlich aus, daß schier eine Pause im Gespräch entstand. Ulrike wußte nicht recht, was aus solch wunderlicher Rede machen. Da hub der Admiral nach einer Weile wieder an und sagte: „So laßt uns hören, wenn Ihr die Schönheit mißachtet, was ist dann Euer Stolz? Sagt uns, gnädige Frau, wie wir Euch wohlgefallen und Eure Gunst erringen können, wenn wir nicht von Eurer Anmut und Eurer Holdseligkeit reden dürfen.“

„Was mein Stolz sein würde? Etwas zu verrichten, eine Tat zu tun, eine Gefahr zu bestehen, eine Lage zu überwinden, von der die Welt sich gestehen müßte, daß ein Mann völlig unfähig gewesen wäre, sie zu überwinden. So etwas zeigt mir an, ihr Herren, dazu verheißt mir, und ich will euch dann alle schmeichelhaften Reden und wohlgefehten Komplimente gar gern schenken, meine galanten Kavaliere!“

(Fortsetzung und Schluß folgt).



Baue nach Lust dein Feld,  
Nach deinem Bedarf dein Haus,

Und sieh auf die tolle Welt  
Behaglich zum Fenster hinaus.

Rüdert.

## Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Die Zeit um die Jahreswende läßt im künstlerischen Leben stets eine gewisse Ruhe erkennen. Sehr erfreulich ist's aber, wenn — wie diesmal — auf die verschiedenen Tage mehr oder weniger Bezug genommen wird. Um nun auch an dieser Stelle die Regel einmal zu durchbrechen, sei alles auf die Festtage Bezügliche vorausgenommen.

Den Festen entsprechend, sind die Gegensätze ziemlich groß. Der Bach-Verein widmete sein letztes Konzert ausschließlich der Weihnachtsmusik aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nicht nur die brennenden Lichter der Weihnachtsbäume in der trauten Oberkasseler Aufstehungskirche, sondern viel mehr noch die alten Weisen selbst ver-setzten in wahrhaft festtägliche Stimmung. Und es kam klar und eindeutig zum Bewußtsein, daß diese Alten das Heilige Fest in ganz anderem Maße zu empfinden vermochten als unsere heutige Generation und selbst als die uns vorausgehenden. Die sehr geschickt ausgewählte Vortragsfolge wurde eingeleitet durch einen gemischten Chor von Heinrich Schütz (1585—1672), der nach jahrhundertelangem Vergessen erst wieder ganz langsam in seiner vollen Bedeutung als einer der größten alten deutschen Meister gewürdigt wird. Perlen feinsten Gesanges boten die Proben aus dem Schaffen Adam Gumpelshaimers (1559—1625). Von nicht minderer Schönheit in ihrer unendlich rein anmutenden Naivität waren Sololieder und Duette von Franz Lunder und Matthias Wedmann, die von Hedwig Hedler-Richter und Egbert Tobi sehr schön vorgetragen wurden. Als Abschluß ein durch seine Frische ganz besonders verblühendes und erfreuendes Werk: ein um einige fröhliche Weihnachtslieder verlängertes Magnificat von Hieronymus Pratorius (1560—1629), das trotz dieser ungewohnten Erweiterung von einheitlicher Wirkung ist.

Ganz anders die andere Festfeier: Zu Silvester brachte das Stadttheater eine Neueinstudierung von Johann Strauß' unverwundlicher „Fledermaus“. Die Wiedergabe, von Direktor Heinz Hille und Kapellmeister Erich Orthmann in bester Laune geleitet, sprühte von echt lustspielmäßigem Leben. Und da Ernst Gladek als Gefängniswärter Frosch ein ganzes Schod auf lokale Angelegenheiten gemünzter Witze vom Stapel ließ, erreichte die allgemeine unverfälschte Silvesterstimmung ihren Höhepunkt.

Doch nun zu den übrigen künstlerischen Veranstaltungen der verfloßenen Zeit. Der Musikverein wartete mit einer geschmackvollen Wiedergabe des edlen Händelschen Oratoriums „Saul“ auf. Wie der einarmige Pianist Paul Wittgenstein das neue Klavierkonzert von Richard Strauß meisterte, gehörte unbedingt zu den großen musikalischen Erlebnissen dieses Winters. Am gleichen Abend erklangen u. a. von tüchtigstem Können zeugende Variationen über ein pastorales Thema des Hamburgers Robert Müller-Hartmann. Das Collegium musicum beschloß seinen Mozart-Zyklus mit einer Auswahl aus den seltensten Werken. Ausgezeichnete Solobläser unseres Orchesters boten mit einem kleinen Orchester unter der feinsinnigen Leitung Erich Orthmanns einige Stunden ungetrübten, erhebenden Genusses. Die Volkshochschule vermittelte in der Synagoge einen Einblick in das Wesen hebräischer Melodien, der sehr reich an vielseitigen Auffchlüssen war. Ein Konzert des Bach-Vereins unter Leitung des überaus stillkündigen Josef Meynes brachte außer Instrumentalwerken ganz herrliche alte Gesänge. Edwin Fischer spielte wieder mit all der ihm eigenen Herzhait, zeigte sich aber doch auch zarteren Regungen zugänglich.

Den Freunden der heiteren Muse bereitete die Wiedergabe der Operette „Eva“ von Franz Lehár im „Kleinen Haus“ willkommenen Augen- und Ohrenschaus. Wesentlich anspruchsvoller waren die Werke, mit denen im „Großen Haus“ aufgewartet wurde: Franz Schreker, dessen Kunst bei uns auffallend stark vernachlässigt wird, kam mit den „Gezeichneten“ zu Wort, diesem eigenartigen Sang tragischer Künstlersehnsucht. Die Bühnenarchitekturen von E. T. Pilarsch vermochten nicht überall zu überzeugen. Sehr tüchtig bewährten sich sowohl musikalischer als auch szenischer Leiter (Hugo Balzer und Professor Alexander d'Arnauld). Unter den Solisten zeichnete sich besonders Käthe Esche als Carlotta aus. Sehr freudig wurde die Wiederaufnahme von Verdis „Othello“ in den Spielplan begrüßt. Dies geniale Werk, das im allgemeinen sehr gut wiedergegeben wurde, gehört doch immer wieder zu jenen, bei denen stärkstes feilisches Erleben mitschwingt!

C. H.

Düsseldorfer Schauspiel. Das Stadttheater brachte das dramatische Erstlingswerk des Rheinländers Otto Bräus (Köln), eine Tragödie deutscher Landfahrer: Heilandsflur, zur Aufführung, die das Schicksal der Baltikumtruppen, die im Osten zu Siedlern werden wollten und auf den Ruf des Reiches zurück in die Heimat mußten,

zum äußeren Vorwurf nimmt. Bräus ist ein tüchtiger Anekdoten-erzähler und hat einen prachtvollen kleinen Roman vom Niederrhein geschrieben, den Klas Pottbäder, der Erdgeruch und tiefe Heimatliebe menschlich verklärt. Die Linie seiner Lyrik und seiner Bühnenwerke dagegen bewegt sich nicht immer auf gleicher Höhe. Bräus läßt sich vom Thema überrumpeln, formt es szenisch aus, kommt aber nicht zur Gestaltung des Dramas. Eine gewisse Verkennung seiner natürlichen Möglichkeiten spielt nebenher noch mit, und die Leichtigkeit des Schaffens, die ihn zum Festspiel bereits führte — verführte —, stimmt für die Entwicklung bedenklich. Zur Zucht und inneren Straffung muß der weitere Weg von Bräus kommen, wenn ihn nicht die breite Alltäglichkeit ins Aferlose schwemmen soll. In der „Heilandsflur“ sehen wir das Versagen einer Idee an der inneren Unzulänglichkeit ihrer Träger. Der Siedlungsgebanke, die fruchtbare Arbeit nach langen Kriegsjahren, der neue Glaube an das Göttliche wird zerstört in sich am Mißtrauen und der Uneinigkeit der Menschen, so gibt Bräus dem uns schon in den wenigen Jahren entrückt geschichtlichen Grund des Stückes seinen Sinn. Die Aufführung, die der Kölner Regisseur Franz Goebels leitete, war in sich für das Werk von tragender Bedeutung. Ewald Balzer Leutnant gab die Gestalt mit lebendigem, warmem Pulschlag; Karl Eberhard einen Dorfschulzen von zäher, verbissener Kraft; Philipp Helz, den Sohn, gut im Auftrif, mit sicherem Gefühl, nur noch etwas verkrampft, und Charlotte Jante war als Antje ein schlichtes glattes Geschöpf. Die Durcharbeitung der Massenzenen war eine Leistung von Rang. — Daneben erweckte ein amerikanischer Schwan „Der Mustergatte“, von Hopwood, unter der gut alle Möglichkeiten herausholenden Spielleitung Eduard Bornträgers verdienstermaßen schallendes Gelächter, das sowohl der sich stets steigenden Situationsstärke einer sinnfälligen Szenenführung wie ihrem flotten Austreten in der sich stets wieder überbietenden Spielfreudigkeit der Darstellung galt. Die saubere, in allen Teilen sitzende Aufführung mit Gladeks prachtvoll einfältigem Mustergatten und Leonore Rolfs entzückend verliebter Blanche fand lebhaften Zuspruch. Auf Wedekinds Drama „Musik“ mit Frieda Stummel und Ewald Balzer wird noch zurückzukommen sein.

Das Schauspielhaus brachte eine seinen Ruf bestätigende ausgezeichnete Aufführung von Heinrich von Kleists einzig in der Geschichte des neueren Dramas dastehendem Prinz von Homburg, die in der Anlage des Abends durch die Leitung Gustav Lindemanns wirkliche Größe hatte, die von der prachtvoll aus dem innersten Kern des Dramas ersakten Bühnenarchitektur Eduard Sturms nachdrücklich gehoben wurde und von der Darstellung nach Maßstab ihrer Kräfte mitgetragen wurde. Peter Essers Prinz übertraf sich selbst, es gelang ihm, die Gestalt bis auf die menschlichste Szene der Grabesfurcht, völlig in die Anschauung umzusetzen, was bei seinen anders bedingten Mitteln sehr viel bedeutet. Hermann Greids Rottwih, auch ein mehr verstandesmäßiger, kluger Schauspieler, überwand seine natürlichen Hemmungen ebenfalls und wirkte vor allem mitreißend, führend auf seine Umgebung, unter der Karl Rysers Dörfling und Adolf Zieglers Hohenzollern noch mit Auszeichnung zu nennen sind. Die Natalie (Eleonora Fischer-Mendelssohn) blieb sympathisch passiv, doch etwas farblos, mehr Erscheinung als Inhalt, mehr Form als Füllung. Das Rurfürstenpaar war fehlbesetzt. — Hans Müller-Schlössers Komödie „Schneider Wibbel“ erlebte als 250. Aufführung eine Neueinstudierung, in der allerdings sowohl das Rheinische wie das Düsseldorfische nicht so heraus kamen, wie man das hier verlangen kann und muß. In Düsseldorf muß der Wibbel Lokalfarbe haben und darf einfach nicht von einem Nichtrheinländer geleitet werden. Wenn es trotzdem zu hinreißenden Heiterkeitsausbrüchen kam, so liegt das in der unverwundlichen Laune des Stückes selbst, die eben nicht totzuschlagen ist. Der Kölner Wibbel Ludwig Schmih, die Fina von Grete Heynide-Löschhorn und der vorzüglich säckelnde Mölps von Karl Rnaad seien neben Elsa Dalands und Justus Paris genannt. — Eine Morgenfeier brachte als Uraufführung ein gepreiztes Schäferpiel „Die geliebte Kleinigkeit“ von Rudolf Borchardt. Dr. St.

### Was man sich in der Pause erzählt.

Schnell gefaßt.

„Um Gottes Willen — die antike Statue zerbrochen —!“

„Wat tut dat schon — nu is se noch antiker!“

(Meggendorfer Blätter.)

Zurücknahme.

„Sie wollen die Beleidigung sofort wieder zurückgenommen haben? Sie haben doch aber gesagt: „Rutsch mir den Buckel runter!“

„Jawohl, Herr Gerichtshof — aber ich habe ausdrücklich hinzugefügt: „Und gleich wieder rauf!“

(Meggendorfer Blätter.)

Der zähe Geschäftsmann.

„Wie hat sich der Arzt über deine Krankheit ausgesprochen?“

„Sehr günstig! Er meinte zuerst zwar, mit diesem Leiden könnte ich nur sechzig Jahre alt werden, aber ich habe so lange mit ihm gehandelt, bis er siebzig gesagt hat!“

(Fliegende Blätter.)

**Erziehung.**

Frau Knödelmann sieht mit ihren Töchtern die neueste Nummer einer Modezeitschrift durch. Sie kommen dabei an die neuen Modformen.

„Ich glaube gar,“ sagt die eine Tochter, „die Glocke wird wieder modern.“

„Blamier' dich nicht, Lene,“ rügt darauf Vater Knödelmann, der gerade durch das Zimmer geht, „'n Mann wie Schiller kommt nie aus der Mode.“  
(Fliegende Blätter.)

**Wahrscheinlich.**

Willi: „Sag mal, Papa, warum war der Mann zuerst geschaffen?“  
Vater: „Nun, damit die Frau behaupten kann, sie sei gegen ihn eine Verbesserung, meine ich.“  
(Chicago News.)

**Im Zweifel.**

Sie: „Liebster! Wirst du mich auch lieben, wenn ich alt werde?“  
Er: „Lieben? Ich werde dich vergöttern — hm — ja — du wirst doch nicht so aussehen wie deine Mutter, oder?“  
(Toronto Globe.)

**Grenzen der Liebe.**

Sortenfe: „Und nun, wo du verheiratet bist, wirst du dir ein Bild davon machen können, welche wundervolle Liebe eine Frau spenden kann.“

Montrose: „Das denkst du dir so — meine Frau hat einen Hund, mußt du wissen.“  
(The Japan Advertiser.)

**Der Schwiegersohn.**

„Es scheint, deine Schwiegermutter ist gefährlich erkrankt.“  
„Ja, es ist aber nicht so gefährlich, wie wenn sie es nicht wäre.“  
(Matin.)

**Liebenwürdig.**

Sie: „Du kannst es mir glauben, du hast keine Spur von Geschmack.“  
Er: „Das hat man mir schon bei unserer Hochzeit gesagt.“  
(Matin.)

**Regenwetter.**

„Wo haben Sie denn Ihren Ami gelassen, gnädige Frau?“  
„Bei diesem Hundewetter werde ich ihn doch nicht mit hinausnehmen.“  
(Journal.)

**Der Schläfer.**

„Halloh, alter Knabe, schläfst du?“  
„Was würdest du von mir wollen, wenn ich nicht schlief?“  
„Ich möchte dich bitten, mir 20 Mark zu pumpen.“  
„Ich schlafe, mein Junge, ich schlafe.“  
(Echo de Paris.)

**Dortmund.** Im verflossenen Monat war das Tempo des musikalischen Lebens ein ziemlich mäßiges. Statt vielem gab es wenig, dafür aber gutes. Vom städtischen Orchester ein Sinfoniekonzert unter Leitung des Generalmusikdirektors Paul Scheinpflug (Duisburg), dessen Schwerpunkt in Beethovens gewaltiger Schicksals-Sinfonie, der „Fünften in C-Moll“, lag. Die einheitlich plastische Gestaltung dieses kühnen, dämonischen Werkes in bezug auf musikalische Linie und Zeichnung gelang dem Gastdirigenten einwandfrei. Im weiteren vermittelte Scheinpflug seine eigene „Ouvertüre zu einem Lustspiel von Shakespeare, op. 15“. Ihr leicht aufspringender Stil, das hübsche, bewegte zweite Thema in der Klarinette, bei der Wiederholung im Cello, die gut verwertete altenglische Melodie und die drolligen und galanten Momente der tiefen Bläser, des Glockenspiels und der gute Kontrapunkt des vollen Orchesters zum Ausklang glückten bestens. Und noch ein zweites modernes Orchesterwerk wies der Abend auf. „Musik für Orchester in einem Satz“ von dem im Felde gefallenen Rudi Stephan, dessen Oper „Die ersten Menschen“ auch schon im Industriegebiet Eingang gefunden. Die eigenartige, fast atonale Komposition ringt sich aus tragischer Grundstimmung zu dionysischen und bejahenden Stimmungen aus der Wurzel eines sehnend ansteigenden Hauptthemas durch. Das Werk wurde trefflich nachgestaltet. Einzelspieler war der Cellist Karl Roser, der das dankbare Haydn'sche Cellokonzert tonschön und mit beweglicher Technik spielte. Das tüchtige Orchester hielt sich bei allen Teilen glänzend.

Drei Volkstümliche Sinfoniekonzerte unter der gewandten Stabführung Herbert Schmidts (Dortmund): Im ersten Chopins „Polonäse in A-Dur“ und Liszts „Rhapsodie Nr. 2“ und „Les Préludes“. Im zweiten Tschaikowskis Polonäse aus „Eugen Onegin“, „Troika-Fahrt“ aus den „Jahreszeiten“ und „Capriccio italien“, sowie Wieniawskis „II. Violinkonzert in D-moll“. Im dritten Adolphe Adams Ouvertüre zu der Oper „Wenn ich König wär“. Leo Delibes' „Carmen“, Georges Bizets „Prélude“ und Jules Massenets Ouvertüre zu „Phaëdra“. Diese Sonntagskonzerte erfreuten sich eines außerordentlichen Zuspruchs und erfuhren die lebhafteste Teilnahme.

Der Dortmunder Musikverein veranstaltete sein zweites Vereinskonzert. Unter der zielsicheren Leitung von Hermann von Schmei-

del (Elberfeld) begann es mit einem von Handels Concerti grossi, „op. 6 Nr. 1, G-Dur“, in dem die Herren Schmidt-Reinecke, von Szent-Györgyi, Roser und ein ungenannter Schüler des Dirigenten am Cembalo in prachtvollem Spiele tätig waren. In der Wieder-gabe der beiden folgenden Bach'schen „Weihnachtskantaten“: „Tritt auf die Glaubensbahn“ und „Selig ist der Mann“ zeigten die Solisten Emmy von Stetten (Berlin) und Wilhelm Bauer (München) großes Verständnis und fanden den intensivsten musikalischen Ausdruck dafür. Der zweite Teil bot zwei klangschöne und farbenreiche neuere Werke: „Christnacht“ von Hugo Wolf (1891) und „Psalm 150“ von Anton Bruckner (1892). In dem Wolf'schen Hymnus und mehr noch in dem gewaltigen Bruckner'schen Psalm offenbarte von Schmeidel ein sieghaftes Temperament, das seinen mächtigen Eindruck nicht verfehlte. Wundervolles leistete das städtische Orchester, vorzüglich war Ezech (Eisen) an der Orgel und der Chor hielt sich ausgezeichnet.

In St. Marien ein Weihnachtskonzert des Organisten F. Schröder. Mitwirkende waren der Frauen- und Männerchor des Dortmunder Lehrer-Gesangsvereins und die Altistin des hiesigen Stadttheaters, Frau Marta Gorsky. Eingeleitet wurde es mit dem „Pastorale“ aus der D-Moll-Sinfonie für Orgel von Guilmant. Der Frauenchor gab die „Hymne an die Nacht“ von Beethoven und das „Jubilat“ von Bortianski, und der Männerchor ließ die alten Weisen ertönen „Allein Gott in der Höh' sei die Ehr“ sowie „Es ist ein Reis entsprungen“. Mit dem Vollklang ihrer herrlichen Altstimme sang Frau Gorsky das Rezitativ und die Arie aus dem „Messias“ von Händel „O du, die Wonne verkündet“ und das schlichte, schöne „Vom Himmel in die tiefsten Klüfte“. Nach der Fantasie für Orgel über „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ von Reimann erklangen die Christkindlieder von Max Bruch für vierstimmigen Frauenchor. Alle Darbietungen ließen Plastik und geistiges Erleben erkennen. Hermann Vettinger war der umsichtige Chorleiter.

Eine „Weihnachtsmusik“ in der Reinoldikirche brachte nur Neues und Wenigbekanntes zu Gehör. Die Vortragsfolge wies die Namen Reger, Georg Schumann, Hugo Wolf und Julius Weismann auf. Gerard Bunt an der Orgel begann mit „Gloria“ und „Benediktus“ von Reger, aus dessen 12 Orgelstücken, op. 59. Den Kernpunkt des Abends bildete jedoch eine Kantate „Das Tränenkrüglein“ für Soli, gemischten Chor, Klavier, Orgel und Harfe von Georg Schumann (geb. 1866 zu Königsberg in Sachsen), das inhaltlich in etwa an Robert Schumanns „Paradies und Peri“ erinnert. Die Ausführung durch den Musikverein Anna war durchweg rein getönt; besonders die Harfe webte silbernen Glanz hinein. Es folgten vier der ergreifendsten „geistlichen Lieder“ von Hugo Wolf mit Orgelbegleitungen von Reger und die Kantate für Sopran, Chor und begleitende Instrumente „Macht hoch die Tür“ von Julius Weismann. Unter der belebenden Führung von Gerard Bunt und der reiflichen Hingabe der Solisten Martha Heinemann, Darmstadt (Sopran), Paulitta Dahne, Düsseldorf (Alt), Egbert Loh, Düsseldorf (Tenor), Marianne Reinecke, Gelsenkirchen (Klavier), Otto Busch, Leipzig (Orgel) und Bernhard Spaan, Dortmund (Harfe) erreichten die Darbietungen einen klangvollen Abschluß.

Einkonzerte: Ein Hohrath-Abend, dessen ganze Dauer der modern eingestellte Komponist Albert Weda auf mit Uraufführungen bestritt. Fünf Lieder für Alt nach Gedichten von Wpland, Eichendorff, Hermann Hesse, Ina Seidel und Ricarda Huch, sowie vier volkstümliche Gesänge, von Emilie Stammschulte temperamentvoll zum Ausdruck gebracht. Dann ein eigenartiges Trio für Klavier, Violine und Bratsche, dessen Wiedergabe durch Claire Siemers (Klavier), den Komponisten Albert Weda auf (Violine) und seinem Bruder Karl Weda auf (Bratsche) eindrucksvoll erfolgte.

Zwei Arien- und Liederabende der Konzertdirektion Robert Schirmer. Am ersten hörte man Claire Dux von der Berliner Staatsoper, musikalisch unterstützt von Walter Goehr (Berlin), und am zweiten Richard Tauber von den Staatsopern Berlin und Wien, dem Michael Rossert (Hamburg) ein geschickter Begleiter war.

Auf einem Klavierabend entwickelte Rätke Heinemann (Berlin) in der Nachgestaltung von Liszts genialer „H-Moll Sonate“, Bachs „Chromatischen Fantasie und Fuge“, drei Chopin'scher „Nocturnos“ und Schuberts „Wanderer-Fantasie“ die Kraft und Größe ihres ausgereiften Könnens.

Ein Konzert, in dem Fräulein Paula Stebel (Klavier), der neue Konzertmeister Paul von Szent-Györgyi (Violine) und der Cellist Karl Hesse (Köln) die Ausführenden waren. In Beethovens unstreitig schönstem „Klaviertrio in B-Dur, op. 97“, den Beethoven'schen Variationen für Violoncello und Klavier über das frei gestaltete Mozartsche Thema des Duets „Bei Männern, welche Liebe fühlen“ aus der „Fauberslöte“ und Dvoraks „Dumky-Trio“ wurde ein Zusammenspiel von großem musikalischen und technischen Verständnis und Können geboten.

Der Tonkünstlerverband gab einen Liederabend, an dem vorwiegend Lieder neuerer, bis jetzt fast unbekannter Komponisten, wie Paul Wibrat, Erich J. Wolff, Georg Mellius, zum Vortrag gelangten,

bei deren Vertonung Singstimme und Begleitung sich häufig atonal voneinander entfernen, statt harmonisch ineinanderzugreifen. Lore Heckermann und Kurt Finkgarten meisterten diese nicht immer leichten Gefänge musikalisch sicher und geistig überlegen, von Gerard Bunt und Georg Neilius mit Geschick und Feinfühligkeit begleitet. Auf kunstwissenschaftlichem Boden bewegten sich die Vorträge von Prof. Georg Biermann (Berlin) über den Maler Louis Corinth und des hiesigen Oberpielleiters Oskar Walldorf über „Moderne Theaterfragen“. Ins Reich der Poesie führten Dr. Karl Rolke, der über den 50jährigen Dichter Wilhelm Scholz sprach, und der österreichische Dichter Franz Werfel, der aus eigenen Werken vorlas. Eine ganz besondere Note des Interessanten enthielten die von prachtvollen Lichtbildern unterstützten Ausführungen Kurt Hielschers über die „Schönheiten des unbekannten Spaniens“ und vor allem die begeistert aufgenommene Erzählung des Kapitänleutnants von Müde über seine Fahrten auf der „Emden“ und der „Ayesha“ während des Weltkrieges, die wahrlich, gleich der Odyssee, eines Homer würdig wären.

Fritz Reuter.

Dortmund. Das Theater hatte einen großen Tag. Die reichsdeutsche Uraufführung der musikalischen Tragödie „Cassandra“ des Italieners Gnechi und die Erstaufführung eines Spieles von Leben und Tod „Der türkisenblaue Garten“ von A. Szendrei standen zu Programm. Gnechi hat als Vorwurf die Tragödie „Agamemnon“ von Aeschylos verwandt und aus ihr das tragische Schicksal des siegreichen Griechenfürsten und der trojanischen Seherin Cassandra bei ihrer Ankunft auf griechischem Boden herausgeschnitten. In der „Elektra“ von R. Strauß haben wir die gradlinige Fortsetzung der Tragödie. Nicht nur dieser Umstand fordert zum Vergleich heraus. Da „Cassandra“ bereits im Jahre 1905 in Bologna uraufgeführt wurde, kann von einer Beeinflussung keine Rede sein. Und doch unbedingt eine gewisse Übereinstimmung schon in Auffassung und Durchführung. Bei beiden auch der Schwerpunkt der dramatischen Entwicklung und Zuspitzung im Orchester, das der Komponist übrigens mit einer Virtuosität behandelt, die vor zwanzig Jahren ihresgleichen kaum wird gehabt haben. Daneben läßt er aber in breiten lyrischen Partien auch der Singstimme ihr Recht und hat vor allem dem Chöre Aufgaben zugewiesen, wie man sie gleich wirkungsvoll suchen mußte. — In dem düstern Rahmen, den Hans Wilbermann für das grausige Geschehen geschaffen, ließ Dr. Aron seine feine Regiekunst spielen, dabei wirksamst unterstützt von Herrn Krips, der das Orchester zu geradezu fanatischem Musizieren anfeuerte. Frä. Gorsti ließ der Cassandra ihre vorzügliche Gestaltungskraft und ihre reichen Stimmittel. Sie konnte sich mit dem anwesenden Komponisten nicht oft genug zeigen. — Nach dieser hochdramatischen Handlung mußte „Der türkisenblaue Garten“ mit seiner weichen Märchenstimmung zunächst notwendig zurückstehen. Nach erfolgter Umstellung konnte man jedoch an der orientalisch gefärbten Musik keine Freude haben. Das sinfonische Zwischenspiel ist von wirklich überragender Schönheit und schildert den Übergang von der Liebesnacht zum grauen Morgen mit erschütternder Eindringlichkeit. Die Aufführung war vom Intendanten selbst mit aller erdenklichen Sorgfalt vorbereitet. Bühnenbild und Kostüme sind von wahrhaft märchenhafter Pracht. Auch hier konnten Komponist und Darsteller lebhafteste Zustimmung entgegennehmen. — Nach längerer Pause tauchte auch die „Madame Butterfly“ des vor Jahresfrist verstorbenen Puccini wieder auf. Hier sahen wir in der Titelrolle eine alte Bekannte, Frau Ema Falk, die mit ihrer zwar nicht sehr großen, doch sicher und leicht ansprechenden Stimme und ihrer garten, mimosenhaften Gestalt eine ganz ausgezeichnete kleine Frau Schmetterling darstellte. — Im Burgwalltheater glaubt man in der neuen Operette „Der Orlow“ von Granichstaedten endlich den Nachfolger der haus- und kassenfüllenden „Gräfin Mariza“ gefunden zu haben. Doch die

Zigeunermusik ist veraltet, Jazz-Band ist Trumpf. So hören wir auf und vor der Bühne in mancherlei lieblicher Abwechslung diese neueste Erfindung der weltlicher Zivilisation. Originell ist die Klangmischung zweifellos, — ob schön, — lassen wir dahingestellt; der Geschmack ist bekanntlich verschieden. — Ein ganz guter Einfall war es, den „Grafen von Luxemburg“ wieder auferstehen zu lassen. Man hört die alten, bekannten und spritzigen Schläger, die Lehar in seiner besten Zeit geschrieben, immer wieder gern, besonders wenn sie so vorzüglich gesungen und gespielt werden wie hier.

Auch des Nachwuchses sei noch mit einem kurzen Worte gedacht. Die Opernschule des Konservatoriums, das mit Holschneider einen gewaltigen Schritt bergan gemacht, brachte ebenfalls in Aufführung ein Weihnachtsmärchen „Prinzessin Schneeflocke und ihr Teddybär“ heraus. Was diese kleinen und großen Leuten boten, war von zartem, märchenhaftem Hauch übergossen und löste bei den Kindern und all denen, die es gern wieder sein möchten, helle Begeisterung aus. Dr. Nicolaus, der Leiter der Schule, hat mit der Aufführung erneut sein großes Talent als Künstler und Pädagoge bewiesen.

Theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Im Brennpunkt des Interesses stand die Aufführung von Shaws dramatischer Chronik

„Die heilige Johanna“, in Deutschland und anderswo viel gespielt, häufig gelobt, ebenso oft getadelt. Gegen Shaws Überschätzung als „Dichter“ wendet sich in einer Streitschrift Herbert Eulenberg, und auch Bernhard Diebold kommt in seiner Kritik dieser Streitschrift zu dem Ergebnis: „Shaw ist ein mephistophelischer Schalk. Shaw ist kein Historiker und kein wahrer Weiser . . .“ Wie merkwürdig unbestimmt der Charakter dieses Stückes ist, ergibt sich einwandfrei aus den verschiedenen möglichen Regieauffassungen in England, Rußland, Deutschland.

Die Regie durch Hellbach-Rühn, die sich in der großen Linie an Reinhardts Muster angeschlossen, hob mit gutem Verständnis, mit unendlich viel Mühe die Darsteller zu einer durchaus achtenswerten Leistung und brachte trotz



Julius Ebbin, Holzschnitt, Düsseldorf

Die Geleise in Düsseldorf unter Wasser

der großen Personenzahl eine geschlossene, einheitliche Aufführung zustande. Die Bühnenbilder Gustav Singers paßten sich glücklich mit nur wenigen Andeutungen dem Charakter des Spieles an. Der Rolle Johanna — dieser Johanna, die Shaw zu einer Mischung von ursprünglich tragisch gewollter Satire, von Skepsis und Spottfucht macht — zeigte sich Lilly Sandor durchaus gewachsen. Sie vereinigte in überzeugender Bindung die beiden Elemente dieser Rolle: die frische Naivität des Landmädchens und das visionäre Schauen. Meyer-Ottens gab dem Dauphin die feine Note eines nicht unbegabten egoistischen Schwächlings. Erich Werders charakterisierte Warwick als modernen Engländer: konsequent, ohne Skrupel in der Auswahl der politischen Mittel, entgegenkommend, wo es in seine Pläne paßt, anmaßend, wo es seine Interessen verlangen. Feine Kontrastfiguren zeichneten Richard Rinner und Josef Stein als Bischöfe, Kurt Ehrhardt und Hans Reinhardt als Stugumber und Großinquisitor. Die Darbietung muß als eine der besten unter den bisherigen Aufführungen gewertet werden.

Es läßt sich kaum feststellen, ob bei der Aufführung des Wahren Jakob mehr über die vortreffliche Situationskomik und die zündenden Witze der Verfasser Arnold und Bach oder über den Hauptdarsteller Reinhardt gelacht wurde. Es herrschte eine glänzende Stimmung im Zuschauerraum und auf der Bühne. Reinhardt als Stadtrat Peter Strube war einfach großartig in seinem Brustton „ehrliehster“ Überzeugung, in seiner unübertrefflichen Mimik, seinen grandiosen Gesten. Die Mitspieler aus Klein- und Großstadt halfen tüchtig: Rinner, der auch die Regie hatte, war ein richtiger Spieler erster Sorte, Hermann Staudt der typische pedantische Geheimrat, wie er nicht sein soll, Hellmut Rudolph der brüchige Kavalier; dazu kam noch Maria Wendt als stets übermütige und allen Lagen gewachsene



Julius Eöhrn, Hofphotograph, Düsseldorf

Die Rheinbrücke in Düsseldorf im Umbau während des Hochwassers

Tänzerin, Erich Werder als arg verliebter und dabei zielbewußter Amerikaner. Alle legten es darauf an, die Zuschauer aus dem Lachen nicht herauskommen zu lassen. Und das gelang ihnen vollkommen.

„Die Kaiserin“ von Leo Fall, eine Operette mit gefälliger Musik und einem Libretto, das eine Handlung mit einfacher, glatter Linie aufweist, wurde unter der meisterhaften Regie von Paul Liebert, der bei feinem und sicherem Gefühl für Wirkung alle groben Effekte vermied, in anerkennenswerter und einwandfreier Weise aufgeführt. Otto Haffe hatte für das Spiel mit einfachen Mitteln einen künstlerisch wertvollen Rahmen geschaffen, der bei einem Nebeneinander kräftiger Farben auf einen harmonischen Gesamteindruck berechnet und abgestimmt war. Lissy Niemi mit ihrer guten Bühnenercheinung stempelte die Hauptrolle der Prinzessin und späteren Kaiserin durch die grazile und dabei elegante Sicherheit ihrer Bewegungen, ihr abgewagtes, wechselndes Mienenspiel, ihre deutliche Sprache und sympathische Singstimme zu der besten Leistung des Abends. Steffy Thaller als schneidig feder und forcher Page und Liesel Wehner als lebensfrohe Bichette erfreuten besonders im Zusammenspiel durch ihre flotten und graziosen Tanzdarbietungen.

Ks.

Eine Gedenkfeier für Friedrich Grillo. Wagemut und Unternehmungsgestalt haben das Ruhrgebiet zu einem der stärksten Kraftzentren des deutschen Wirtschafts- und Volkslebens gemacht. Zu den bahnbrechenden Pionieren des Ruhrbergbaus und der Ruhrindustrie zählt Friedrich Grillo aus Essen. Aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstages Grillos veranstalteten am 17. Januar der Bergbauverein, die Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern von Duisburg bis Münster, die Nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen für Rheinland und Westfalen, der Ruhrbezirksverein deutscher Ingenieure, die Gesellschaft für Wissenschaft und Leben, der Historische Verein Essen und die Stadt Essen, der Grillo neben andern großen Zuwendungen für Wohltätigkeitszwecke und für die Essener Krankenhäuser auch das langersehnte Theater zu verdanken hat, eine eindrucksvolle Gedenkfeier, an der eine große Anzahl von Vertretern des gesamten öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens des Ruhrgebiets teilnahmen. Der Essener Oberbürgermeister Bracht würdigte den Sohn und den Bürger der Stadt Essen und den Repräsentanten des ganzen Ruhrgebiets, Friedrich Grillo, den neben Essen auch Städte

wie Bochum, Dortmund, Gelsenkirchen, Reddinghausen und Unna als den Ihrigen bezeichnen könnten. Namentlich sei die Entstehung einer ganzen Stadt wie Schalke, die später in Gelsenkirchen aufgegangen sei, schlechtthin sein Werk. Hoffentlich seien solche Wirtschaftsführer vom Ausmaß und Pflichtgefühl Friedrich Grillos dem Ruhrgebiet auch in Zukunft beschieden. Die Hauptrede hielt der Direktor der Akademischen Kurse in Essen, Dr. Dabritz. Seine geschichtlich-wissenschaftlichen und wirtschaftlich-kritischen Darlegungen, die Grillo als Wirtschaftsführer beleuchteten, waren zugleich ein Überblick über die wirtschaftliche Entwicklungsgeschichte des ganzen Ruhrgebiets. Dadurch wurde der Versammlung auch die Möglichkeit geboten, Vergleiche zwischen einst und jetzt zu ziehen. Wie gegenwärtig, so führte Dr. Dabritz aus, gab es auch früher schwere Rückschläge im Ruhrgebiet, namentlich im Bergbau, die, was so viele nicht wissen oder so leicht übersehen, fast jahrzehntelang dauerten. Es sei nur an die Krisen in den 50er und 60er sowie in den 70er und 80er Jahren erinnert. Friedrich Grillo starb 1888 in geistiger Umnachtung in der Heilanstalt Grafenberg. Er ruht in der Nähe der Krupps auf dem alten Essener Patrizierfriedhof vor dem Kohlenyndikat, dessen Gründung er vorbereiten half. Der Name Grillo ist nicht wegzudenken aus der Geschichte des großen Aufstiegs des Ruhrgebiets. Sein Name wird hier fortleben, solange noch ein Zentner Eisen erzeugt und noch eine Tonne Kohle gefördert werden. (Köln. Ztg.)

Das Hochwasser hatte in diesem Jahre wie am ganzen Niederrhein so auch in Düsseldorf seinen höchsten Stand seit länger als einem Jahrhundert erreicht. Eine weitblickende Stadtverwaltung hatte in Düsseldorf als Vorbereitung zur großen Industrieausstellung 1902 durch Erhöhung des Rheinuferes die eigentliche Stadt vollkommen hochwasserfrei gemacht, wodurch sich Düsseldorf seit dieser Zeit vorteilhaft von Köln unterscheidet. Leider konnte man sich damals der Kosten wegen nicht entschließen, die sogenannte Solzheimer Insel ebenfalls auf die gleiche Höhe zu bringen, und man blieb taub gegen die Warnungen und Ratschläge erfahrener Männer, die auf das ungenügende der statthabenden Erhöhung von 4 Metern hinwiesen. Als Folge davon haben wir denn auch die jetzigen Ausstellungsbauten unter Wasser stehen, wie das Bild auf der vorigen Seite zeigt.

Das zweite Bild (siehe oben) läßt uns die technisch sehr bemerkenswerten Arbeiten zur Erbreiterung der Rheinbrücke sehen, die glücklicherweise so weit gefördert waren, daß die hochgehenden Fluten ihnen nichts mehr anhaben konnten.

Das dritte Bild (siehe unten) zeigt Düsseldorf als Seehafen. Während für gewöhnlich die regelmäßig in Düsseldorf verkehrenden Seeschiffe am Berger Ufer anlegen, müssen sie und andere Schiffe bei einer gewissen Wasserhöhe den bestehenden Vorschriften gemäß im Hafen festmachen. Diesen sehr selten vorkommenden Fall zeigt das Bild. Es sei noch bemerkt, daß der Düsseldorfer Pegel einen Stand von weit über 9 Metern erreicht hatte, und daß sein Nullpunkt 26,5 Meter über den für ganz Europa als Meßpunkt angenommenen Nullpunkt des Amsterdamer Pegels liegt.

Die Gesolei verwendet eine Anzahl recht sachlich ausgeführter Druckfachen. Für jede der drei Hauptabteilungen ein ausführliches Verzeichnis aller leitenden Persönlichkeiten. Ebenso drei von Rudolf vom Endt recht geschickt und humorvoll gezeichnete Bilderbücher und schließlich für den Fremdling ein übersichtlich geschriebener Rundgang durch die Stadt mit Abbildungen, deutsch und englisch. Es ist anzunehmen, daß diese Druckfachen zum Erfolg der Ausstellung beitragen werden.

**Preis Ausschreiben der Gesolei.** Düsseldorf, berühmt als Stadt der Kunst und einer verfeinerten Lebenskultur, veranstaltet vom Mai bis Oktober 1926 die Große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen. Die Ausstellungsleitung ist sich bewußt, daß nach guter Düsseldorfer Überlieferung auch diese Ausstellung bis in die kleinsten Teile durchdrungen sein muß von Kunst und Kultur. Um gute Werbeschriften zu erhalten, wandte sie sich kürzlich mit einem Preis Ausschreiben an die literarische Welt. Jetzt ruft sie Maler, Zeichner und Lichtbildner auf, sich an einem Preis Ausschreiben für künstlerische Postkarten zu beteiligen. Millionen werden im Jahre 1926 Düsseldorf besuchen; sie werden Abermillionen von Postkarten schreiben. Jede Postkarte aber ist zugleich eine Art Visitenkarte der schönen Stadt Düsseldorf. Die Ausstellungsleitung wird deshalb selbst 2 Reihen künstlerischer Postkarten herausgeben und hat, um künstlerische Entwürfe für diese Karten zu erhalten, zwei Preis Ausschreiben erlassen. Die näheren Bedingungen teilt die Gesolei auf Wunsch mit. Einfindungen sind bis zum 20. Februar 1926 an das Büro der Gesolei, Düsseldorf, Hofgartenufer 1 erbeten. Alle eingereichten Entwürfe werden ausgestellt.

**Verbilligung der Messespesen in Königsberg.** Das Königsberger Messeamt, das die Messiemieten erheblich herabgesetzt hat, arbeitet mit aller Energie darauf hin, auch die übrigen Messespesen soweit wie nur irgend möglich zu verbilligen.

Der Wohnungsnachweis des Messeamtes vermittelt den Ausstellern und Eintäufern preiswerte Privatwohnungen zum Preise von 3 bis 4 Mark.

Somit die Messebesucher auch bei den Kosten des Lebensunterhaltes mit festen Preisen rechnen können, hat das Königsberger Messeamt mit dem Zentralverband der Gastwirte ein Übereinkommen getroffen, wonach die Mitglieder des Verbandes sich verpflichten, auf Speisen und Getränke während der Messe keinerlei Aufschläge zu nehmen und ein gutes Messe-Mittagessen für 2 Mark, ein auskömmliches Messe-Abendessen für 1,75 Mark zu liefern. Dem Verband gehören eine Reihe bestens bekannter Gaststätten an.

**Ehrenauschuß der Sonderausstellung „Licht, Wärme, Kälte“ in Königsberg.** Dem Ehrenauschuß der Sonderausstellung „Licht, Wärme, Kälte“, die im Rahmen der 12. Deutschen Ostmesse (14. bis 21. Februar) veranstaltet wird, gehören außer dem Oberbürgermeister und dem Bezernenten der Königsberger Städtischen Werke an: die Vorsitzenden des Bezirksverbandes Ostpreußen der Vereinigung der Elektrizitätswerke, E. V., die Vorsitzenden des Baltischen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft technischer Vereine in Ostpreußen, der Vorsitzende des Bezirksvereins deutscher Ingenieure sowie der Generaldirektor der „Der Gasverbrauch, G. m. b. H.“, Berlin.

**Aufhebung der Visa-Gebühren und kostenlose Messeausweise für Auslands-Besucher der Königsberger Frühjahrsmesse.** Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit einer Hebung der deutschen Ausfuhr hat das Auswärtige Amt durch Rundschreiben vom 29. Dezember 1925 angeordnet, daß den Besuchern der deutschen Frühjahrsessen Sichtvermerke gebührenfrei erteilt werden, wenn diese durch Vermittlung der von den Messen bestellten ehrenamtlichen Vertreter eingeholt werden. Für die Erteilung der Messe-Sichtvermerke ist nicht nur das Konsulat zuständig, in dessen Amtsbezirk der Messereisende wohnt, sondern auch dasjenige, in dessen Amtsbezirk der ehrenamtliche Vertreter der Messe seinen Sitz hat.

Der Sichtvermerk für die Deutsche Ostmesse ist nicht auf Königsberg beschränkt, er kann auf andere deutsche Plätze, die die Messebesucher zur Erledigung von Messengeschäften besuchen müssen, ausgedehnt werden.

Das Königsberger Messeamt hat, um einen möglichst starken Auslandsbesuch zur 12. Deutschen Ostmesse (14.—17. Februar) herbeizuführen, beschlossen, durch seine ehrenamtlichen Vertreter in allen osteuropäischen Staaten die Messeausweise völlig kostenlos erteilen zu lassen.



Julius Edhn, Hofphotograph, Düsseldorf

Düsseldorf als Seehafen während des Hochwassers

**Der Nobelpreis.** Auch dieses hochherzig gestiftete Kapital scheint der herrschenden Raffgier zum Opfer zu fallen, wie aus den letzten Zeitungsmeldungen hervorgeht. Recht unterhaltend plaudert Anatole France über die Verteilung des Nobelpreises im letzten Heft des „Bücherwurm“. Im Jahre 1922 wurde Anatole France der große Nobelpreis verliehen. Er erzählt darüber: „Ich bin über Berlin gefahren. Ich habe Berlin noch nie schön gefunden. Dieses Mal aber hat es sich mir von einer traurigen Seite gezeigt. Das Verschwinden des Hofes hat eine merkwürdige Lücke zurückgelassen. Das ganze Leben spielt sich jetzt in den Bars und Nachtlokalen ab, wo die Deutschen ihr Geld bei Wein und Tanz verschwenden. Im Hotel war ich sehr schlecht untergebracht — es gab keine Wäsche, die Handtücher waren kleiner als mein Taschentuch, bei Tisch bekam man nur Papierservietten. Von Berlin aus fuhr ich nach Stockholm. Stockholm ist eine ausgedehnte und schöne Stadt; alles atmet Frieden und Wohlhabenheit. Die Schweden sind glücklich, denn sie waren so klug, neutral zu bleiben. Bei der Verteilung des Nobelpreises geht es sehr einfach zu. Der König sitzt zu Füßen der Estrade, auf der die Preisträger Platz nehmen. Bei uns wäre die Rangordnung umgekehrt. In Frankreich sitzen die hohen Herren immer oben — vermutlich aus dem Grunde, weil wir eine Demokratie sind. Bei Verlesung seines Namens steigt man hinab, um aus der Hand des Königs den Preis zu empfangen. Zu diesem Ende benutzt man eine kleine Stiege, die mehr einer Leiter gleicht. Als man mich aufrief, mußte man mich stützen — aber es ereignete sich kein Unfall. Anders war die Sache beim Träger des Preises für Chemie. Es war dies ein recht wohlbeleibter deutscher Gelehrter, dessen Bauch ihm die Aussicht auf die eigenen Füße benahm. Er verfehlte eine Stufe, glitt aus und fiel zu Füßen des Königs nieder. Man half den Professor wieder auf die Beine, und er erhielt seinen Preis. Dieser besteht aus einem schlichten Umschlag von ganz gewöhnlichem Papier, in dem ein Scheid liegt. Hierbei drängte sich mir der Gedanke auf, wie wenig doch die Menschen beim Verteilen solcher Gaben an eine Abwechslung denken. Ihre Strafen entbehren zwar nicht einer gewissen Mannigfaltigkeit, aber bei den Belohnungen versagt ihre Weisheit. Die Verleihung des Nobelpreises ähnelt den Preisverteilungen in unseren Volksschulen. — König Gustav ist ein äußerst wohlwollender Herr. Er lud mich zu Tisch; wir haben lange miteinander geplaudert. Der König besitzt die große Einfachheit der Menschen, die einer Herrscherfamilie entkommen. Zu ihm findet man viel leichter Zutritt als zu einem Präsidenten der französischen Republik, etwa einem Poincaré oder Millerand. Diese Herren erachten es für nötig, sich mit äußerem Pomp zu umgeben, weil sie ihre eigne Nichtigkeit dahinter verbergen wollen. Man sieht Gustav V. häufig in den Straßen von Stockholm ohne jede Begleitung spazieren gehen; er steht mit seinem Volke, das ihn liebt, auf vertrautem Fuß. Er hat mit mir über sehr interessante Dinge gesprochen; seine Worte trugen das Gepräge größter Weltklugheit und echter Menschenkenntnis. Die meisten Staatsoberhäupter, jagte der König bei unserer Unterhaltung, haben mehr Angst vor Worten als vor Tatsachen. Ein großer Irrtum! Gerade das Gegenteil ist richtig. Man muß die Worte hinnehmen und den Dingen ihren Lauf lassen.

**Immer noch schlechte Aussichten für Deutsche in Mexiko.** Dem Brief eines Freundes in Mexiko entnehmen wir: Die augenblickliche Wirtschaftslage in Mexiko ist immer noch sehr traurig, und die im Anfang des Jahres 1925 eingetretene Geschäftsflaute hat noch immer keine Aufbesserung gefunden. Die Geschäfte gehen sehr schlecht, haben mehr Unkosten als Einnahmen und sind meistens gezwungen, zum Einstandspreis zu verkaufen. Die natürliche Folge ist, daß das Personal auf ein Minimum herabgesetzt wird und sehr viele Stellenlos herumlaufen. Ich würde also unter heutigen Umständen keinem raten, aufs Geratewohl nach Mexiko zu kommen, es sei denn, daß er die spanische und englische Sprache vollkommen beherrscht. Aber selbst diese Leute sind heute oft monatelang ohne Arbeit. Und trotz alledem kommen noch Deutsche in Strömen herüber. So wohnen beispielsweise in der Pension, in der ich lebe, mehrere Deutsche, die schon etwa ein halbes Jahr stellenlos sind.

**Neues über die Bienen.** Die Beobachtung des Bienenvolkes bildet eine der reizvollsten Aufgaben der Tierforschung. Prof. v. Frisch-Breslau, seit 12 Jahren damit beschäftigt, hat in einem auf der Innsbrucker Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag „Sinnesphysiologie und Sprache der Bienen“ interessante Mitteilungen gemacht.

Er konnte Bienen durch Fütterung auf farbigen Papieren auf bestimmte Farben „dressieren“ und so den Nachweis führen, daß ihnen ein Farbensinn zukommt. Die Dressur gelingt mit Orangerot, Gelb, Grün, Blau, Violett und Purpurrot. Dagegen sehen die Bienen Scharlachrot nicht als Farbe, dieses ist für sie schwarz. Hiermit hängt es zusammen, daß scharlachrote Blumen in unserer Flora so selten sind. Dagegen sind scharlachrote Blüten bei gewissen exotischen Pflanzen weit mehr verbreitet, interessanterweise gerade bei solchen, die nicht von Insekten, sondern von Vögeln (Kolibri) bestäubt werden. Das

Vogelauge ist für Rot sehr empfindlich. Die Unempfindlichkeit des Bienenauges für Rot wird dadurch wettgemacht, daß es sehr kurzwelliges, ultraviolette Licht, das für uns Menschen nicht mehr sichtbar ist, wahrnimmt und als eigene, von Violett verschiedene Farbe sieht.

Beim Aufsuchen der Blüten spielt für die Bienen neben den Blumenfarben auch der Blütenduft eine wichtige Rolle. Auf einen bestimmten Duft dressierte Bienen unterscheiden den Duftruch von anderen Düften mit großer Sicherheit. Doch ließ sich die in Imkerkreisen viel gerühmte Fähigkeit der Bienen, Duftstoffe noch in fabelhafter Verdünnung wahrzunehmen, nicht bestätigen. In dieser Hinsicht gehen ihre Fähigkeiten über die eines gut entwickelten menschlichen Geruchssorgans nicht hinaus.

Bei den geschilderten Versuchen wurden wiederholt Beobachtungen gemacht, die auf ein wohlentwickeltes Verständigungsvermögen der Bienen schließen lassen. Um die Art und Weise dieser Verständigung zu erfahren, wurde ein Beobachtungsbieneinstock konstruiert, der es gestattete, die Vorgänge im Innern des Bienenstocks, die sich sonst den Blicken entziehen, in ganzer Ausdehnung genau zu übersehen, und die Bienen des Versuchsstocks wurden ferner durch ein besonderes Verfahren fortlaufend nummeriert, so daß jedes Versuchstier auch im Gewühle des Stocks auf den ersten Blick persönlich kenntlich war. Es stellte sich nun heraus, daß Bienen, die eine reiche Futterquelle entdeckt haben, ihren Fund im Stock durch eigenartige Rundtänze (die beim Vortrag kinematographisch vorgeführt wurden) den Stockgenossen zur Kenntnis bringen. Diese Tänze der glücklichen Finder veranlassen die Stockgenossen in großer Zahl auszufliegen und auf kilometerweite Entfernung nach allen Seiten die Gegend abzusuchen, um die reiche Honigquelle zu finden. Bei dieser Verständigung durch den Rundtanz spielt auch der Duft der Blumen eine besondere Rolle: der Duft jener Blüten, in denen die Entdeckerin den Honigschatz gefunden hat, haftet ihrem Körper noch merklich an, während sie nach der Heimkehr im Stocke tanzt. Die alarmierten Stockgenossen beriechen sie, prägen den Duft ihrem Gedächtnis ein und wissen nun, wenn sie ausfliegen, welche Blumen sie zu suchen haben. Als weiteres Verständigungsmittel dient ein Duft, den die Bienen in einer besonderen Drüse selbst hervorbringen, und den sie im freien Felde an der Fundstelle des Honigs willkürlich entströmen lassen. Sie leiten dadurch die suchenden Stockgenossen aus einem gewissen Umkreise an die richtige Stelle. Vom Rundtanz der Honigsammler verschieden ist der eigenartige „Schwanzeltanz“, durch den sich die Pollensammler untereinander verständigen. So liegt hier eine Zeichensprache vor, die bei aller Einfachheit doch erstaunlich leistungsfähig und zweckmäßig ist. — cr.

**Ein Pantoffelheld** gehört nicht eben zu den stolzeften Erscheinungen des menschlichen Daseins. Da es immerhin nicht wenig Vertreter dieser Menschenklasse gibt, dürfte es diese Bedauernswerten sicher interessieren, woher das Wort eigentlich stammt. Pantoffel leitet sich ab aus dem italienischen *Pantofola* = Halbschuh. Die Wendung bezeichnet bildlich, wie der kürzlich erschienene Vorchart-Wustmann, „Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund“ (F. A. Brockhaus, Leipzig), erzählt, die Herrschaft der Frau über den Mann in der Ehe und erklärt sich aus einem alten weitverbreiteten Brauch. Unmittelbar nach der Eheschließung galt es für jeden der beiden Gatten, den andern womöglich zuerst auf den Fuß zu treten. Der Teil, dem sein Vorhaben gelang, wurde als Herrscher in der Ehe zeitlebens angesehen. — Heute erkennen wir noch in dem Brauch, den besuchten Fuß auf den Segner zu setzen, ein allgemeines Symbol der völligen Niederwerfung des Feindes. Auch diese Sitte hängt mit jenem Brauch bei der Eheschließung zusammen. Bis in unseren Tagen herrscht noch in einigen Teilen Österreichs an der Salzach diese merkwürdige Sitte, die auch in Persien und in manchen Gegenden Deutschlands bekannt ist.

„Die Erholung“ (Wiesdorf-Levertusen) schreibt:

**Freiherr von Drais, der Erfinder des Fahrrades.**

Im Deutschen Museum befinden sich auch Modelle der Anfänge des Fahrrades, die auf den Freiherren von Drais zurückgehen. In Conrad Matschok's vorzüglichem Werk „Männer der Technik“, das wir bei dieser Gelegenheit warm empfehlen, finden sich über diesen originellen Mann folgende Angaben: Karl Friedrich Christian Ludwig Drais, Freiherr von Sauerbrunn, wurde 1785 in Karlsruhe geboren und starb ebenda 1851. Mit Rücksicht auf die zu der damaligen Zeit herrschenden Standesunterschiede war er als Sohn eines badischen Hof- und Regierungsrates gezwungen, eine Laufbahn als Jurist, Offizier oder höherer Forstbeamter einzuschlagen. So wurde er zuerst Forstmann, dann Offizier und schließlich Kammerherr. Aber auf allen drei Gebieten erlitt er Schiffbruch, da ihn keines interessierte und er seiner Neigung entsprechend Maschinenbauer oder Ingenieur geworden wäre. Allen Erfindungen auf technischem Gebiet wandte er sein größtes Augenmerk zu und ging bald selbst daran, einige Neuheiten zu konstruieren. So entstanden eine Fleischbadmaschine und eine Schreibmaschine (Tastenschreibmaschine mit 25 Buchstaben).

Die wichtigste seiner Erfindungen ist jedoch das Fahrrad, dessen Entstehung in die zweite Hälfte des Jahres 1813 fällt. Sein erstes Modell war noch sehr verbesserungsbedürftig, so daß er erst vier Jahre später damit an die Öffentlichkeit trat. Das Fahrzeug selbst bestand aus einem mit einem Sattel versehenen Gestell, das auf zwei hintereinander befindlichen und in derselben Spur laufenden Rädern ruhte. Das Vorderrad war mit einer Lenkvorrichtung versehen. Das eigenartigste an diesem Fahrzeug war die Art seiner Fortbewegung; diese geschah nicht wie bei den heutigen Rädern durch Treten einer Kurbel, sondern der Fahrer stieß das ganze Gestell und damit sich selbst mit den Füßen vorwärts. Von der verhältnismäßig großen Geschwindigkeit, mit der man sich dabei fortbewegte, bekommt man eine Vorstellung, wenn man hört, daß Drais einmal den Weg von Karlsruhe bis zur französischen Grenze bei Straßburg in vier Stunden zurückgelegt hat, um die Brauchbarkeit des Rades für militärische Zwecke zu beweisen. 1818 erhielt Drais ein Patent auf seine Laufmaschine, um das er 1813 schon einmal vergeblich eingekommen war. Doch drang er mit seiner Erfindung nicht durch; denn nur vereinzelt wurden z. B. im Postdienst – vorwiegend in England – Laufräder eingeführt. Er ging, wie viele große Geister, die ihrer Zeit vorausseilen, an der Verständnislosigkeit seines Zeitalters zugrunde. Sein Name lebt noch heute in der im Eisenbahnbetrieb verwendeten „Draisine“ fort.

### Technische Gedenktage für Februar

1. 2. 1905. Todestag von Heinrich Lanz in Mannheim, des Begründers der Lanzwerke.
7. 2. 1802. Georg Egestorff, der Begründer der heutigen Maschinenbau-A.-G., zu Linden bei Hannover geboren.
8. 2. 1877. Albert Bögl, Dr.-Ing. und Dr. phil. e. h., Vorsitzender des Aufsichtsrats der Deutsch-Luxemb. Bergwerks- und Hütten-A.-G., in Borbeck geboren.
8. 2. 1903. Der Ozeandampfer „Mineapolis“ erhält als erster auf hoher See funktentelegraphische Nachrichten.
12. 2. 1870. Hugo Stinnes zu Mülheim a. d. Ruhr geboren.
12. 2. 1874. Gründung der Maschinenfabrik Haniel & Lueg zu Düsseldorf.
12. 2. 1890. Siemens & Halske regen bei der Urania in Berlin die ersten Versuche zur telephonischen Opernübertragung zwischen Urania und dem königl. Opernhause an.
14. 2. 1880. reichen Siemens & Halske ein Projekt zur Anlage einer elektrischen Hochbahn ein, das jedoch nicht angenommen wird.
19. 2. 1473. Nikolaus Copernikus in Thorn geboren.
19. 2. 1745. Alessandro Volta geboren.
20. 2. 1922. Reinhard Mannesmann gestorben.
20. 2. 1919. Karl Mertens, der Erfinder des Kupfertiefdrucks, gestorben.
21. 2. 1888. Henry Corliss, der bekannte amerikanische Dampfmaschinenkonstrukteur, gestorben.
22. 2. 1793. Friedrich Wilhelm Hartort geboren.
22. 2. 1857. Der Physiker Heinrich Herz in Hamburg geboren. Durch seine Forschungen legte er den Grund zur drahtlosen Telegraphie. Er starb schon 1. Januar 1894.
23. 2. 1855. Karl Friedrich Gauß zu Göttingen gestorben. Er erfand 1833 mit Weber zusammen den elektromagnetischen Telegraphen.
24. 2. 1815. Robert Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes, in Neuport gestorben.
26. 2. 1855. Alex. Emil Schrödtter, Dr.-Ing. e. h., früher Geschäftsführer des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, zu Düsseldorf geboren.

### Berichtigung.

In unsern technischen Gedenktagen für Dezember hat sich ein Irrtum eingeschlichen. Werner Siemens ist nicht am 13. 12. 1853, sondern am 13. 12. 1816 geboren.

Unser Titelbild stellt die Jägerhofallee mit dem Schloß Jägerhof am ehemals königlichen Teil des Hofgartens in Düsseldorf dar. Der Jägerhof an der Düffel in Pempelfort, früher außerhalb der Stadt gelegen, war schon vor vielen Jahrhunderten ein Jagdschloß der bergischen Landesherren, während das davorliegende Gelände der bergischen Ritterschaft als Turnierplatz diente. Die letzten glanzreichen Kampfspiele wurden hier in der Pfingstwoche des Jahres 1585 bei Gelegenheit der Hochzeit des letzten Herzogs von Berg aus dem Hause Kleve mit

der schönen Jakobe von Baden gehalten, und von diesem Ereignis an beginnt eine wichtige Wendung in der Geschichte des Niederrheins. In dem an das Schloßchen anstoßenden Marstall wurden die Jagdgeräte, besonders aber die großen Netze, Stride und sonstige Dinge für die Treibjagden auf Hirsche, Säue und wilde Pferde aufbewahrt. Auch die im Duisburger Wald eingefangenen wilden Pferde selbst fanden hier zur Zählung ihre Unterkunft, ehe sie versteigert wurden. Der Graf von Soltsstein, der um das bergische Land hochverdiente Statthalter des Kurfürsten Karl Theodor, ließ um 1760 durch den Baumeister de Pigage, der auch das unvergleichliche Schloß Benrath erbaut hat, das jetzige, in italienischem Barock gehaltene Schloß errichten. Der Landesherr selbst, der Kurfürst Karl Theodor, hat es nur vorübergehend auf einige Tage bewohnt, da er seine ständige Residenz in Baden hatte. Weiterhin haben sich aber in seinen Räumen mancherlei Dinge abgespielt, die mit den großen politischen Ereignissen im engsten Zusammenhang stehen. In der Franzosenzeit, in der Zeit des von Napoleon geschaffenen Großherzogtums Berg von 1806–1813, residierte hier zeitweilig der Statthalter Graf Beugnot, der auch abwechselnd die „Residenz“ in der Mühlenstraße bewohnte. Das Schloß diente alsdann als Absteigequartier für amtliche Gäste aus Paris, deren vornehmste wohl Napoleon und Josefine im November 1811 waren, die hier mehrere Tage zubrachten und große Empfänge abhielten. Durch den Grafen von Soltsstein war das schließlich mit Gemüsegärten und Wiesen bedeckte Turniergelände vor dem Schloß in einen herrlichen Park umgeschaffen worden, den auch Statuen und chinesische Pavillons schmückten. Tausende von Nachtigallen erfreuten den Besucher abends durch ihren melodischen Gesang, wie auch später im städtischen Teil des Hofgartens, aber das Gewühl der Großstadt und die neuzeitliche Gartenkunst haben diese Naturfänger rücksichtslos vertrieben.

Nach der Besitzergreifung durch Preußen nahm hier der schöne Prinz Friedrich von Preußen seinen Wohnsitz, der zur Schaffung neuer Räume den einheitlichen schönen Bau des Jägerhofes durch zwei angebaute Flügel verunstalten ließ. An seinen Namen knüpfen sich die Erinnerungen an die Gräfin Hahfeldt, die spätere Freundin Lassalles, und an den Besuch des Königs Friedrich Wilhelms IV. 1847, der bei der Hinfahrt vom Bahnhof in der Königsallee tötlich beleidigt wurde. Nach diesen Ereignissen war dem Prinzen der hiesige Aufenthalt verleidet, und an seine Stelle kam der Fürst Karl Anton von Hohenzollern mit dem Titel eines Oberbefehlshabers in den Rheinlanden. Er verstand es vorzüglich, die Überlieferungen der alten bergischen Hofhaltung fortzusetzen und der Stadt in den 50er, 60er und 70er Jahren den Stempel einer Residenz aufzudrücken. Er selbst sowohl wie seine ganze Familie erfreuten sich bei der Bevölkerung einer uneingeschränkten Beliebtheit. Da war der blonde Erbprinz Leopold, dessen spanische Thronkandidatur 1870 Frankreich den lange gesuchten Vorwand zu einem Kriege gab, der dunkelhaarige, etwas melancholisch veranlagte Prinz Karl, der 1866 zum Fürsten von Rumänien erwählt wurde und ohne Zustimmung des Königs von Preußen heimlich dahin abreiste. Sein Neffe Ferdinand, der jetzige König von Rumänien, hat hier durch seine Jugendstreiche manchmal von sich reden gemacht. Der dritte Sohn Anton fiel bei Königgrätz und der vierte, Fritz, war später als Kommandeur des Gardekorps bekannt. Die Tochter Maria wurde Gräfin von Flandern, und der allgemeine Liebling, die liebreizende Prinzessin Stephanie, ging als demnächstige Gemahlin des Königs Dom Pedro nach Portugal, wo sie in der Blüte ihres Daseins im Alter von 22 Jahren starb. Ihre Marmorbüste schmückt den Hofgarten in der Nähe des Kriegerdenkmals. Nach dem Wegzug der fürstlichen Familie Hohenzollern blieb der Jägerhof, eine königliche Domäne, ziemlich verwahrlost, bis er mit dem ganzen Gelände bis an die Hofgartenstraße 1909 in den Besitz der Stadt Düsseldorf überging. Er wurde zur Amtswohnung für den jeweiligen Oberbürgermeister bestimmt und durch Entfernung der angebauten Flügel und durchgreifende Erneuerung des Hauptgebäudes mit sehr großen Kosten wieder in einen vorzüglichen Stand gesetzt, so daß seine ursprüngliche, vom Baumeister geplante Gestalt, sich den Blicken in seiner ganzen Schönheit zeigt. Leider fiel der Neuanlage von Straßen der hinter dem Schloß gelegene herrliche Garten zum größten Teil zum Opfer, während es ein glücklicher Gedanke war, den unförmlichen alten Marstall in Alt-Pempelfort abzubauen und die wundervollen, künstlerisch überaus wertvollen Holzreliefs, die seinen Giebel schmückten, an dem neuen Gärtnerhaus anzubringen. Das Schloß sollte wie gesagt künftighin als Amtswohnung des jeweiligen Oberbürgermeisters dienen, und als erster bezog es Oberbürgermeister Dehler. Er glaubte sich jedoch gezwungen zu sehen, diese Wohnung, wie sie auch mit Rücksicht auf ihre Lage wohl kaum einem zweiten Stadtoberhaupt auf der ganzen Welt zur Verfügung steht, in den Stürmen der Revolutionszeit zu verlassen. Während der Besatzung hielten die Franzosen ihre Flagge darauf. Sie sind nun auch wieder abgezogen, und wir hoffen, daß sie nicht zum drittenmal wieder Besitz von den Räumen nehmen. Da der Oberbürgermeister offenbar den Jägerhof nicht beziehen will, so steht er jetzt verödet da. v. W.

Die Kunstdruckbeilage im Heft stellt die bekannte Mühle von Sanssouci dar.

## Joseph Victor von Scheffel

Zu seinem 100. Geburtstag am 16. Februar

Von Dr. Heino Schwarz

„Heut' bläst der Trompeter mit neufrischem Mut  
Die Jubiläumsfanfare,  
Das sechsundsiebzigste Jahr war uns gut,  
Wir wurden allbeid' Jubilare:  
Ich hab' mich zum fünfzigsten Lebensjahr  
Durch Freude und Leid durchgepflegt,  
Er wird — ein Fall, der in Wahrheit rar —  
Zum fünfzigsten Mal neu verlegt.“

Mit den Worten hat Joseph Victor von Scheffel, der am 16. Februar 1826 Geborene, das Jahr begrüßt, daß das sechste Dezennium seines Lebens einleitete, hat er den Tag gefeiert, an dem die fünfzigste Auflage seines „Trompeter von Säckingen“ in die Lande hinausging! Heute hat sich die Zahl der Jahre, die seit dem Tage verstrichen sind, an dem dem damaligen badischen Ingenieurhauptmann, dem späteren Major und Oberbaurat Philipp Jakob Scheffel und seiner Gattin Josephine Krederer aus dem Hegau zu Karlsruhe das erste Knäblein geboren ward, verdoppelt, hat sich die Auflagenziffer des „Trompeters“ mehr als verfacht!

Mit dem „Trompeter von Säckingen“ hat Scheffel seinen ersten großen dichterischen Erfolg errungen. Er hat ihn selbst nicht erwartet. Fehlte dem Epos nach Ansicht des jungen Dichters und Doctoris juris, der dem badischen Staatsdienst, der ihn als Amtsrevisor nach Säckingen geführt, nicht ungern entsagt hatte und in Italien nicht, wie er gehofft, in sich den Maler, sondern den Dichter entdeckt hatte, als er seinem Werk auf Capri den Vorpruch schrieb, zu sehr der tragisch hohe Stelzgang, „der Tendenz Verpföpfung“, der „amarant'ne Weihrauchduft der frommen Seele und die anspruchsvolle Blässe“, um des Beifalls der Menge sicher zu sein, erschien die Dichtung ihrem Schöpfer zu sehr einem rotwangig ungeschliffenen Sohn der Berge gleich, um dem Geschmack der Zeit entsprechen zu können.

Weniger noch als die Mitwelt hat die Nachwelt sich Scheffels Urteil über sein Epos zu eigen gemacht! Was dem Dichter selbst als zu „rotwangig ungeschliffen“ erschien, das dünkte ihr nicht selten zu rosig geschminkt, und gerade wegen des „Trompeter von Säckingen“ ist Scheffel bei ihr in den Ruf des „Bußenscheiben-Poeten“ gekommen. Zweifellos nicht ganz zu unrecht. Denn mit allzu hohen Ansprüchen darf man nicht an diesen „Sang vom Oberrhein“ herantreten, und wer in ihm etwas vom Geist des Barock sucht, dessen Gewand er entlehnt, wer die Handlung auf Wahrscheinlichkeit prüft, sich ein Bild von den Menschen und ihren Charakteren machen will, der wird diese Dichtung enttäuscht aus der Hand legen, wenn ihn auch die heitere Unbesorgtheit, die aus den Versen Scheffels spricht, die übermütige Munterkeit, der immer wieder aufquellende Humor, die Ironie und auch die oft in ihren Bann ziehende lyrische Stimmung die Unvollkommenheiten dieses jugendlichen Scheffels vergessen lassen. Jung Werners Lied: „Das ist im Leben häßlich eingerichtet...“ hat nicht ohne Grund den Weg ins Volk gefunden. Hier ist Scheffel wie selten die Verdichtung einer Stimmung zum Lied und zum Kunstwerk gelungen. Hier spricht der Dichter, gibt er entsagender Liebe, dem Schmerz des Scheidens und Meidens ergreifenden Ausdruck. Hier faßt er ans Herz, weil er aus dem Herzen, aus eigner tief-schmerzlicher Erleben schafft. Ausdruck der Liebe zu seiner Base, zu Emma Heim aus Zell am Harmersbach, sind die Strophen, geboren aus der verzweifelten Stimmung, in die Scheffel die Abweisung seiner Werbung im Offenburger Wald, in dem er nach langem Zögern den Mut zu der entscheidenden Frage gefunden, gestürzt!

Diesem Erleben Scheffels verdankt auch die bedeutendste Schöpfung des Dichters ihr Wesentliches. Denn ohne Scheffels Liebe zu Emma Heim, ohne die erzwungene Entsagung, ohne die tiefe, nie völlig verheilte Seelenwunde, ohne den mannhaften Kampf mit herbem Geschick, das Ringen um Sammlung und Ruhe, kein Ettehard im Kampfe mit sich selbst und seiner Liebe zu der Schwabentherzogin auf

dem Hohentwiel, kein sich in der Berührung mit der Wald- und Bergwelt auf dem Säntis, in der Versenkung in künstlerisches Schaffen wiederfindender Mönch und Mensch im Waldfirchlein. „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“, sagt Scheffel von Ettehard, er sagt es aus tiefem Herzen, weil er selbst sein Geschick aus seinem eignen Erleben heraus hat miterleben und nachschaffen können. Der Wert, den wir heute Scheffels „Ettehard“ beilegen, beruht ja erst in zweiter Linie auf dem kulturhistorischen, so reich es auch in diesem Buche ist, so lebhaft und vielfach sich auch in ihm das zehnte Jahrhundert mit seinem bewegten Leben in Klöstern und auf Burgen, seinen Hunnenzügen spiegelt, er liegt in der Zeichnung der Menschen, vor allem Ettehard und Hadwigs, in der psychologischen Entwicklung ihrer Charaktere und der seelischen Konflikte, in die sie verstrickt werden. Weil sie erlebt, aus der Tragik des Lebens ihres Schöpfers gestaltet sind, ist dieses Werk Scheffels über romanhafte Verarbeitung kulturhistorischen Stoffes weit hinausgewachsen, ist sein Stoffliches blutvolle Wirklichkeit, ist es selbst Dichtung geworden. Dichtung, wie Scheffel sie auf dem Gebiet des Epos nicht mehr erreicht hat. Denn was er auf ihm noch geschaffen, sei es die Geschichte eines Kreuzfahrers „Juniperus“, sei es die Erzählung „Hugideo“ — von dem beabsichtigten großen Wartburgroman zeugt nur der Liederkranz „Frau Aventure“ —, muß vor dem „Ettehard“ zurücktreten.

Neben den Epikern, der die Klostergeschichte aus dem zehnten Jahrhundert geschaffen, stellt sich aber ebenbürtig der Lyriker, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der Name Scheffels, des Sängers der „Gaudamus“-Lieder, mindestens ebenso weit, wenn nicht noch weiter gedungen ist, als der des „Ettehard“-Dichters. „Lieder aus dem Engeren und Weiteren“ hat Scheffel die vollständige Sammlung genannt. Ihr Kern und ihr Wesentliches bleiben aber die Lieder aus dem „Engeren“, jenem Kreise, zu dem sich im „Holländer Hof“ zu Heidelberg neben dem Praktikanten am Kriminalbüro des Oberamts Joseph Scheffel der Geschichtschreiber Ludwig Häusser, der Rechtsgelehrte Knapp, der Sprachforscher Süpfle, der Germanist Karl Hahn, ein Wattenbach und ein Heinrich von Treitschke zusammensanden, „eine treubewährte Freundeschar, den Mittwoch in den Donnerstag zu längern bei goldnem Rheinwein oft beflissen!“ Die Klänge dieses Liederpfalters, den Scheffel „den Zechern allen, die im Herzen jung“, in seinem „Gaudamus“ gereicht, in diesem Kreise sind sie zuerst ertönt, und zur Begleitmusik von zwei Kesselpauken und „eines Ofenschirms gewalztem Blech“ erschollen da zum ersten Male die Verse von „Pumpus von Perusia“ und vom „Zwerg Perkeo“, vom „Ichthyosaurus“ und vom „Schwarzen Walsch zu Istalon“, von der „Teutoburger Schlacht“ und von „Hildebrand und Hadubrand“, vom „Enderle von Retisch“ und vom „Rodensteiner!“ Erschollen da, wie sie noch heute erschallen, wo wie in Heidelberg, der feinen, sich „Scherz, Humor und heitere Träume zum Wissensernt gefellen“, wo sich Männer zusammenfinden, denen das Herz hell schlägt und jung geblieben ist. Nicht zum wenigsten hat Scheffel diesen Liedern, in denen der ganze helle Übermut und der heitere Frohsinn einer Jugend, der die Welt so unendlich weit und groß, der Himmel so hoch und blau und die Liebe so schön und reich dünkt, zu leben und zu lachen scheinen, seinen Namen und seinen Ruf zu danken. Ganz gewiß bei der akademischen Jugend und allen denen, die einmal auf Deutschlands hohen Schulen gesellige Heiterkeit und Fröhlichkeit kennen gelernt haben.

Was Freiligrath Scheffel, den er neben Hebel, dem Alten, „Almannias Gestiern“ nennt, zu seinem fünfzigsten Geburtstag zugerufen hat, das darf man an seinem hundertsten wiederholen:

„Und wo Studenten wandern,  
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,  
Da schüttelt von Salamandern  
Zu Ehren ihm das Land!“

Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar und viele bedürfen's.

(Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre)

## Die Mühle

Von Edmund von Decus



Galerie G. Passrath, Düsseldorf

### Gefährliche Fahrt — Wettfahrt in Polen

Julius Eöhr, Holzschnitt, Düsseldorf

Nach einem Gemälde von Josef von Brandt

**F**ortschritt und Industrie, die so tief ihre vernichtenden Spuren durch die Schönheit der Landschaft ziehen, bedrohen auch eins der schönsten und traulichsten Bilder der alten Tage mit dem völligen Untergang: die Mühle. Die Windmühle gibt der Norddeutschen Tiefebene und dem ganzen Niederrhein etwas Ausdrucksvolles, da sie frei dastehen muß, und ihre langsam oder schnell kreisenden Flügel bringen ein eigenartiges Leben in das Landschaftsbild. Deshalb haben die Maler sie stets so gern in ihre Bilder aufgenommen, wie es auch heute noch die Photographen tun. Welch große Rolle spielt nicht die Mühle auf den Bildern der besten Niederländer aus der Blütezeit dieser Kunst! Sagen und Sputgeschichten ranken sich um die Mühle, und wie zahlreich die Mühlen früher waren, geht wohl am besten daraus hervor, daß Müller der verbreitetste Familienname in Deutschland ist. Heute stehen schon viele Mühlen still, sie verfallen und reden klagend die steifen Flügel in die Luft. Dampf und Elektrizität machen der Mühle, wie so manchem anderen, den Garaus. Die Bauerngemeinden haben heute ihre Genossenschaftsmühlen mit Dampf oder durch ihre Überlandzentralen mit Elektrizität, die schneller und billiger mahlen, weil sie vom Winde unabhängig sind. Auch in Holland, dem gelobten Lande der Windmühlen, verschwinden sie reizend schnell, und so wird z. B. in der Polderlandschaft zwischen Rotterdam und Overschie die alte große Korn- und Gewürzmühle, die der sonst öden Landschaft ein malerisches Ansehen gab, bald vom Erdboden verschwunden sein — und so ist es auch hier. Wenn heute unsere frohe Jugend auf der Wanderung noch aus voller Brust singt: „Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern“, so wird die nahe Zukunft keinen Dichter mehr zu einem solchen Liebes begeistern, und der irrende Ritter Don Quichotte muß sich etwas anderes wie Windmühlensflügel aussuchen, wenn er einen nutzlosen Kampf führen will. Vorbei wird das freundliche Bild sein, wie der Bauer mit dem mit Kornfäden beladenen Esel zur Mühle zieht, während der Müller mit seiner Tabatspfeife schmunzelnd zum Fenster hinausschaut.

Seit wann Windmühlen im Gebrauch sind, läßt sich nicht feststellen, sie scheinen aber älter als die Wassermühlen zu sein. Wenigstens nimmt man an, daß die Schleifmühlen des Kleiseisenbetriebes erst am Ausgang des Mittelalters aus der Picardie im Bergischen eingeführt sind.

Lieber Leser, weißt du wohl, wie eine Windmühle inwendig aussieht? Wahrscheinlich wissen es nur wenige. Mitten durch alle Stodwerke des Baues geht ein dicker Eichenstamm, der sich würdevoll dreht und auf seiner Spitze das große Fahrrad aus Weißbuchenholz trägt,

von dem die Mahlgänge getrieben werden. Dieses Rad heißt am Niederrhein Bonteluar. Die dicken Zähne des Kronrades greifen in die Zapfen kleiner Holzkränze, sogenannte Rönge, die auf der Achse der Mühlsteine sitzen. Das größte Rad der Mühle ist aber das viele Zentner schwere Kammrad, das durch einen meterdicken Eichenstamm mit den Mühlensflügeln als deren Achse verbunden ist. Der Wind treibt die Flügel, die Flügel treiben das schwere Kammrad, das Kammrad treibt den Bonteluar auf der Spitze des großen Eichenstammes in der Mitte und der Bonteluar treibt „die Steine selbst, so schwer sie sind“, daß sie sich rastlos drehen bei Tag und Nacht und das Korn brummend zu Mehl mahlen. Soll die Mühle stillstehen, dann fallen Bremsbalken knirschend gegen das Kammrad der Mühle, das eine große Kraft bis zu 50 Pferdekraften entwickeln kann. Der Wind pfeift und drückt, das Holzwerk tracht und knirscht und das ganze Gebäude zittert. Aber die Gewohnheit macht alles. Wenn ein anderer bei dem Geklapper und Stoßen der Mühle nicht schlafen könnte, dann wacht der Müller auf, wenn bei plötzlicher Windstille die Mühle stillsteht. Die Steine sind schwer, wohl 80 Zentner zusammen, sie haben einen Durchmesser von 1½ Meter und sind einen halben Meter dick. In die Steine sind Rillen eingehämmert, die, da der weiche Niedermendiger Sandstein verwandt wird, häufig stumpf und dann mit einem besonderen kleinen Hammer wieder geschärft werden müssen. Bei dieser Arbeit, die häufig nachts verrichtet werden muß, hängt der Stein in einem starken Eisenbügel auf der Seite. Man hat auch harte Kunststeine, die sich sehr wenig abnutzen, aber sie eignen sich nur für den harten Roggenschrot, nicht für den weichen Weizen. Die Achse des Mühlsteines ist viereckig und innen mit Holz bekleidet, und dagegen lehnt sich der große hölzerne Trichter, in den das Korn aus dem Sack umgekippt wird. Durch Rütteln am Trichter fallen die Körner durch das Loch des oberen Steines auf den unteren, wo sie durch die Rillen gepreßt und also gemahlen werden. Das Mehl fällt nun durch Löcher neben dem Stein in einen Trichter, aus dem es in einem gleichmäßigen Strom in den Sack darunter fließt. Und wie der Schornsteinfeger vom Ruß immer schwarz ist, so ist der Müller vom Mehl immer weiß, die ganze Luft ist weiß und alles ist weiß in der Mühle. Unten am Trichter sitzt der Müllerknecht, der sich das Mehl prüfenden Blickes durch die Finger laufen läßt. Wenn sich das Mehl zuweilen staut, zieht der Knecht an einem Strick, womit er ein Hebelwerk aus dicken Balken, den sogenannten Vonder, in Bewegung setzt, um den oberen Mühlstein ein wenig vom unteren abzuheben. Ein Mahlgang kann an einem Tage 100 Zentner oder noch mehr Mehl



Städtisches Kunstmuseum, Düsseldorf

## Wassermühle am Niederrhein

von Andreas Achenbach

Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

mahlen, je nachdem der Wind ist; im allgemeinen hat eine Mühle zwei Mahlgänge. Bevor der Müller den Sack zubindet, nimmt er nach altem Herkommen einige Schöppstellen Mehl heraus, worüber dann zwischen ihm und dem Bauer stets Meinungsverschiedenheiten bestehen, denn der Müller meint gehäufte, der Bauer aber gestrichene Kellen. Für Weizen wird kein Mahlgeld bezahlt, sondern der Müller nimmt statt dessen 8 Pfund Mehl für sich.

Noch malerischer als die Windmühle ist die Wassermühle: „Was klappert die Mühle am rauschenden Bach klipp klapp.“ Besonders in den waldigen bergischen Gegenden, wenn der Siefen, der Siegbach die Räder von oben treibt, daß die Wasser schäumen und brausen und die feinen Wasserstäubchen wie tausend Diamanten in der Sonne funkeln. Für das Gemüt des Deutschen kann niemand die wunderbare Stimmung besser in Worte kleiden, als es Josef von Eichendorff getan hat:

Dort unten an der Mühle  
Sah ich in guter Ruh,  
Und sah dem Räder Spiele  
Und sah den Wassern zu.

Noch ist es nicht ganz verdrängt, das Bild der Kleinfamilie um Remscheid und Solingen. Auf dem Kotten am Mühlenbach, in den Häuschen aus Steinfachwerk mit den schwarzgestrichenen Balken und Schieferfliesen an der Wetterseite, mit den grün gestrichenen Schlagläden und hohen Dächern führen die Familien der Schmiede, Härter und Schleifer ein arbeitsames, aber auskömmliches Dasein. Das Mühlrad rauscht, die Hämmer pochen und die Schöte rauchen auf den Höhen und in den Tälern, Söhne und Töchter unterstützen den Vater bei der Arbeit, die mustergültige bergische Hausfrau kocht, bakt, brät, näht und strickt, während der Ertrag eines kleinen Stückes Land, einer Kuh, einiger Ziegen und Hühner den eigenen Bedarf der Familie deckt und auch noch eine kleine Einnahme bildet, und auf keinem Kotten fehlt eine Geige, eine Zither oder eine Harmonika.

Nicht minder anziehend ist das Bild der Wassermühle in der Ebene, wo der Bach das Mühlrad von unten treibt und Enten den Mühlbach munter beleben. Manche sind noch im Betrieb, und es sei, um ein besonderes Beispiel von landschaftlicher Schönheit herauszugreifen, die Mühle bei Schloß Harff in der Nähe von Grevenbroich genannt. Die meisten liegen aber still oder sind schon verschwunden.

Früher hatte jedes größere Gut seine Mühle und eine solche gehörte auch zu jeder fürstlichen, bischöflichen oder abteiligen Hofhaltung. Ebenso befanden sich häufig zahlreiche Wind- und Wassermühlen innerhalb der Städte, wie man noch aus alten Abbildungen ersehen kann. Das Andenken an die letzte Windmühle in Düsseldorf z. B. ist in einem Stein an dem Hause Ecke Ratfänger Straße und Mühlen-gäßchen festgehalten. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in Düsseldorf auch noch sechs Wassermühlen in Betrieb, wovon eine, die Hofmühle, ihre Räder gegenüber der Marktkirche an der Ecke der Hafenstraße an der damals offenen Düffel trieb. Die letzte, die Buscher-mühle am Derendorfer Bahnhof, ist noch in Betrieb, aber sie ist schon teilweise elektrisch umgestellt.

Wenn in unserer immer nüchterner werdenden Zeit einmal alle Wind- und Wassermühlen ausgemahlen haben, dann hat sich naturgemäß die Anzahl Mühlenbesitzer zwar einerseits stark vermindert, aber andererseits wird mit der zunehmenden Bevölkerung diese Anzahl sich dauernd vermehren, denn eine Mühle wird immer noch siegreich das Feld behaupten, nämlich die Kaffeemühle. Und wie um die Wind- und Wassermühle, so weht auch um die Kaffeemühle ein Hauch der Poesie. Auch sie hat ihren Dichter gefunden. Johann Vogt spricht in seinem bekannten Gedicht „Der siebzigste Geburtstag“ von dem Hausmütterchen, der Gattin des redlichen Tamm:

„Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,  
Schüttete Bohnen darauf und fest mit den Knien sie zwängend,  
Hält sie den Rumpf in der Linken und dreht in der Rechten den  
Knopf um.“

Der Ausgangspunkt der Mühle in grauer Vorzeit war die Handmühle, die auf dem Wege über die Ochsen-, Esels- und Roßmühle zur Wind- und Wassermühle wurde, die nun alle wieder untergehen, um der elektrischen und der Dampfmühle Platz zu machen, aber die Handmühle, die Kaffeemühle bleibt. Aber dennoch, wird sie eine Handmühle bleiben? Zum Troste der Menschheit wird es sicherlich bis ans Ende der Tage zahllose solche Mühlenbesitzer geben, aber werden nicht vielleicht unsere fortgeschrittenen Entel mitleidig lächeln über uns, die sich noch mit Knie und Hand beim Kaffeemahlen geplackt haben, während sie, wie es sich doch von selbst versteht, ihre Mühle an die elektrische Leitung anschließen?

## Die Rettung der Stadt

Eine Legende von Karl Verbs

Vor grauer Zeit sei es — so vermeldet auf vergilbtem Pergament ein gar frommer Chronist — geschehen, daß zwischen den Bürgern der Freien Stadt Bremen und einem Grafen von Oldenburg eine grimmige Fehde entbrannt, dieweilen der Oldenburger nach dem ledig gewordenen, eintömmlichen bremischen Erzbischofsitz die Hände ausgestreckt und die Bürger ihm in stolzem Trotz den Weg dahin nicht freigegeben wollen. Es sei dann am Ufer der Lesum, die in die Weser mündet, zwischen den Männern des Oldenburgers und dem bremischen Reissigenwolt ein heftig Treffen gewesen, welches mit großem Waffengeklirr und vielem Blutvergießen vom Anfang bis Untergang der Sonne gewährt, und in welchem der bremische Hauptmann völlig unterlegen; also daß er, von der Nacht gnädiglich verstedt, mit vieler Fährde ein blutend und ermüdet Häuflein in die Mauern der Stadt gerettet, indessen der Oldenburger siegestrunken mit seinen Knechten und allem Trotz ihnen folgte und sich mit vielen Eiden vermaß, in wenig Tagen mit der Gewalt seines Ansturms den Trotz der Feste zu brechen und auf ihren Trümmern seine Macht aufzurichten.

Die Bürger aber, aus ihrer hochfahrenden Sicherheit furchtbar aufgeschreckt, griffen nun zu Schwert und Spieß, um gepanzert und geschient auf die Wälle zu steigen, mit aller Kraft die von den Vätern ererbte Freiheit zu schirmen und dem fremden Kriegsvolk, das unter den Mauern der Stadt ein wüßt Lagerleben mit Dörnen, Wein und Würfeln begonnen, den Weg zu der kostbaren Beute grimmig sauer zu machen. Also, daß der Oldenburger viele Wochen lang vergebens seine Scharen gegen die Feste getrieben und gar mancher, der die Zinnen erstiegen, aufbrüllend seinen letzten Sturz getan oder vom Wasser des Stadtgrabens seinen letzten Schluck getrunken; auch die Bürger oftmals zornige Ausfälle vor die Tore gemacht und den Belagerern viel Schaden an Leben und Kriegsgesetz zugefügt. Mählich aber, da dieses zwei Monde gewährt, sind denen in der Stadt die Lebensmittel knapp worden, alles Vieh ist in die hungrigen Mägen gewandert, das Korn ist zur Reife gegangen, und Krankheiten haben ihr schrecklich Würgewerk begonnen; also daß viel Volkes elend gestorben und die Totengräber von früh bis spät traurige Arbeit gehabt. Und hat man nirgend mögen Hilfe und Beistand sehen, obwohl die Leute voll Verzweiflung in die Kirchen gewallfahrtet, viel Räucherwerk verbrannt und voll Demut den Herrn angefleht, daß Er von ihrer guten Stadt die harte Prüfung nehme. Auch hat man nächstens furchtbare Feuerzeichen am Himmel beobachtet, so niemand konnte deuten. Über alledem ist ein Tag kommen, da der Rat eingesehen, daß die Bürger

mit ihren Kräften am Ende seien und das letzte Stündlein der bremischen Freiheit bevorstehe.

Und es hat der Hauptmann unter den Männern gewählt, welche noch rüstig und zur Opferung ihres Lebens bereit waren, ist mit ihnen zum Bischofsstor gezogen und hat einen plötzlichen Ausfall getan, worauf sie sich draußen in den Gärten festgesetzt und den Belagerern ein zäh und blutig Treffen geliefert. Solches hat viele Stunden gedauert; der Sand war vom Blute naß, und mancher Mann hat zwischen blühenden Sommerrosen und wuchernden Nesseln das Aufstehen vergessen. Zuletzt aber haben die Bremer, die alle den edelsten Geschlechtern der Stadt angehört, Schritt um Schritt dem übermächtigen Andrang müssen weichen, und die letzten von ihnen haben kaum noch das Tor erreicht, welches sie verammelt und mit einem Hagel von Steinen und Spießen die Verfolger zurückgetrieben. Das Volk aber ist mit großem Wehklagen in die Häuser gegangen und hat Türen und Läden geschlossen, um weinend und betend seines Schicksals zu harren. Also daß Straßen, Plätze, Tore und Mauern verödet gewesen, wie von des Todes Hand berührt.

Da man solches dem Oldenburger vermeldet, hat ers zuerst nicht wollen glauben; hat sich aber mit eigenen Augen überführt, daß die Mauern der Stadt leer und die Tore unbesetzt waren. Da hat er ein groß Gepränge gerüstet, um seines Sieges Lohn zu ernten; er hat ein weißes Roß bestiegen, das ganz mit Gold und Edelsteinen gezäumt war, und ist in goldener Rüstung mit seinen Hauptleuten durchs Tor geritten, nachdem ihm seine Späher versichert, daß keine Arglist in der Stadt mehr konnte Fallen stellen. Und es war hinter ihm Musik von Zimbeln, Pfeifen



Julius Söhn, Hofphotograph, Düsseldorf

### Wassermühle an der Erft

Nach einem Gemälde von A. Achenbach

und Trommeln, ein bunt Flatterpiel von Fäknlein und ein wildes Jauchzen. Da der Zug nun aber in die Straßen kommen, da ist vor dem schrecklichen Schweigen der toten Stadt das Lärmen mählich betroffen verstummt; also daß von den Mauern der verriegelten Häuser der Hufschlag der Pferde und der Schritt der Krieger gar seltsam dumpfen und hohlen Widerhall gaben. Und es hat die Männer ein wunderlich Ergrausen angerührt. Über den Grafen, der zuerst gar hoch und stolz auf seinem prächtigen Tier gesessen, ist ein Verstummen kommen, und die Hauptleute haben sich schweigend in erlassende Gefichter geblickt. Da ist es geschehen, daß die Glocken auf den Türmen alle mit einemmal zu läuten begonnen, ohne daß eines Menschen Hand die Stränge gezogen. Und der vielstimmige Ton schwoll und wuchs zu donnerndem Gedröhn über der Stadt des Todes, dergleichen noch niemand je gehört. Und es ist aus kaum zugeschütteten Gräbern, aus



Galerie G. Paßrath, Düsseldorf

Niederrheinische Landschaft

von Burnier

Julius Sohn, Hesphephotograph, Düsseldorf

finstern Fensterhöhlen, vom Blute geröteten Steinen und verpesteten Brunnen das Entsetzen getrocknet kommen und hat mit eisesalter Faust die Herzen der siegreichen Krieger gepackt. Es ist auf den Flügeln eines heißen Windes, in welchem der Geruch von Leichen gewesen, die Furcht über die Dächer dahergefahren und hat den Frohlockenden wie den untereinander Redenden den Ton in die Kehle zurückgeschlagen. Da hat der Oldenburger mühsam mit erzitternder Hand sein bäumend Roß gezügelt und um sich geblickt. Und er hat mit Augen gesehen, was seine Ohren im Donnerton der Glocken vernahmen: daß nicht er der Sieger gewesen, sondern der Tod, die Krankheit und der Mangel; daß sein Schaugepränge lästerlich war im Angesicht einer erhabenen Macht, vor der die Schwerter stumpf werden und die Spieße zerplittert sinken. Scheu hat ihn ergriffen vor der Unberührtheit der Stadt, und ein Ahnen, daß er trotz seines Sieges seine Kraft vergebens an der ihren gemessen. Unter dem Kriegervolk aber hub ein Raunen an, und die Nächststehenden sagten es denen, die hinter ihnen waren, bis es das Tor erreichte und den Herankommenden den Fuß am Boden wurzeln ließ: der Schwarze Tod ist in der Stadt. Da wurden die Mutigsten bleich, und die Feigen spähten nach einer Lücke zur Flucht.

Der Oldenburger aber hat alle Kraft zusammengenommen, daß ihn seine Knechte nicht sollten schwach sehen; und er hat, wiewohl sein Hals trocken gewesen von Entsetzen, eine höhnische Lache angeschlagen und mit lauter Stimme also gerufen: „Diese Stadt hat Gott geschlagen, also daß mir nichts zu tun mehr übrig bleibt. Lasset uns heimziehen und uns des Sieges freuen.“ Hat danach sein Roß gewendet und ist entritten, indessen ihm die Seinen eiligt folgten. Und hat sich das ganze Heer an der Weser hin gegen Norden vordrängen bewegt.

Die aber von den Bürgern noch übrig waren, sind zitternd aus den Häusern hervorgekommen und haben mit aufquellender Freude, aber noch ungläubig das Wunder ihrer Rettung angestaunt: indessen sich der Chor der Glocken über den trübselig und ungebrochen ragenden Mauern der Stadt abermalen erhoben und dem abziehenden Heere jubelnden Ton nachgezungen. Die Menschen aber haben auf den Straßen gestanden und die Hände zum Himmel erhoben, welchen zu dieser Abendstunde ein heller, silbergrauer Schimmer überflutet; indessen auf den Kupferdächern der Türme ein seltsam Glänzen gewesen, obwohl die Sonne längst im Westen zur Rüste gegangen war.

Alles läßt sich noch besser machen, als es bisher gemacht worden ist.

(Henry Ford, Mein Leben und mein Werk, 1923)

\*

Heimisch in der Welt wird man nur durch Arbeit; wer nicht arbeitet, ist heimatlos.

(Auerbach)

\*

In kleinen Dingen muß man sich nicht stoßen, wenn man zu großen auf dem Wege ist.

(Goethe)

## Alte Gassen und stille Winkel

**A**lte Gassen und stille Winkel — Bilder steigen auf und Erinnerungen an vielgieblige und seltsam verwickelte Straßen, an Höfe, die in einem heimlichen Dämmerlicht träumen, an Stadtmauern, die ihre Bedeutung allmählich gewandelt, an Brunnen und Erker und an all die Dinge, die dem großstädtgewöhnten Menschen in einer kleinen und alten Stadt sonderbar fremd und doch vertraut erscheinen.

Alte Städte — Namen wachen auf und stehen vor dem Schaulustigen — Nürnberg und Rothenburg, die Kleinode Süddeutschlands, in denen jede Straße, jedes Haus ein eigenes Gesicht hat und eine stille, alte, versonnene Geschichte. Lübeck, die stolze, freie Reichsstadt, Quedlinburg, des Stadtgründers Grabstätte und all die vielen, die'n andern, weltverloren, nur von wenigen gekannt; immer wieder neu entdeckt und mit neuem Entzücken begrüßt von dem, in dessen Seele die Liebe zum Alten lebendig ist, und die Ehrfurcht vor der Vergangenheit. In ihnen allen, die nicht plötzlich emporgeschossen aus Nützlichkeitsgründen oder die Fürstenlaunen ins Leben befahl, finden wir jene alten und winkligen Gassen, jenes bunte malerische Kreuz und Quer von Straßen und Sträßchen, die sich plötzlich verengen oder zu kleinen Plätzen erweitern, zu halbdunkeln, geheimnisvollen Ecken und Winkeln über tief herabhängenden Dächern der langsam verwitternden Häuser.

Verschiedene Gesichter haben sie, sei es nun Tag oder Abend oder Nacht. Im hellen Lichte der Sonne entdeckt der Wanderer all jene Schönheiten, jenen feinen Pierat, mit dem eine ruhigere Zeit behaglich und liebevoll ihr Heim zu schmücken pflegte. Da hängt ein kunstvoller Klopfer schwer und gewichtig an der Tür, und eine schön geschmiedete Klinke erzählt von vergangener Handwerkskunst. Das feine Maßwerk gotischer Erker, spitzig und kostbar, tritt klar und schön hervor und die Sonne legt einen goldenen Strahlenkranz um das Haupt eines guten Heiligen am Eckhäuse.

Wenn aber der Abend kommt und die Häuser mit der schmalen Straßenfront und dem schönen Schnitzwerk an den braunen Balken des Fachwerks höher in den Himmel zu wachsen scheinen, dann bekommen die alten Gassen ein seltsam neues Leben. Alle harten Konturen, die kühle Klarheit der Linie verschwinden und nur die Gestalt, die große Form der Dinge lebt. Alles kleine Beiwerk taucht unter im Schatten der Nacht, versinkt in den weichen Wogen des Dunkels. Dann erst wird die Schönheit der großen Umrisse klar, der weiche, kühne

Schwung der Brücke über den Fluß, der himmelsuchende Bau der gotischen Kirchen und die Wucht und Massigkeit der Wachtürme rings, die schwarz und drohend und hütend zugleich gegen den Nachthimmel stehen.

Einsamkeit muß dich geleiten, gehst du nachts durch die stillen Gassen der alten Stadt. Da flüstern die Häuser miteinander, längt vergangene Schicksale gewinnen Gestalt und Leben, Menschen und Gedanken, Kämpfe und Freuden versunkener Geschlechter werden lebendig und wandern dir zur Seite — wenn du sie hören kannst und hören willst.

Oder auch mitten im Herzen der Großstadt warten die stillen Winkel auf den, der sie sucht oder — findet. Da lockt ein Torweg, eine seltsam geformte Laterne wirft ungewiß flackernden Schein durch ihn hin, uralte Häuschen drängen sich schuchsuchend und stützend aneinander, und auf der Treppe, die die rastlosen Schritte vieler Geschlechter ausgetreten, sitzt vielleicht ein altes Mütterchen oder auch ein junges, frohes Kind.

Da ist die Stadtmauer, die alte, getreue; Kampf sah sie, Not und Sterben. Nun bröckeln ihre Steine langsam ab, Gräser und Blüten wiegen sich auf ihr im Winde und die Bäume im Stadtgraben kommen ihr näher und näher. Doch die kleinen Häuser dicht am Wehrgang raunen und flüstern leise mit ihr des Nachts, wenn alle alten Dinge lebendig werden. Die dicken sich noch gern in ihrem Schutze und fühlen sich bei ihr noch ebenso geborgen wie in längst vergangenen Jahrhunderten.

Und über der Stadt liegt die Burg. — Weit schaut sie über das Häusergewirr zu ihren Füßen, mächtig ragen Pallas und Bergfried — trohig und kampfbereit — über die vielen einzelnen Gebäude hinaus. Drinnen aber — wenn das schwere Eisentor sich geschlossen — sitzt in allen Ecken die alte Zeit und schaut

schweigend den Fremdling an. Da führen schmale Durchgänge von einem Hof zum andern, eng und verwickelt, träumend, sageumspinnen ist jeder Stein, jede Mauer, jede Pforte. Im Burggarten, dem kleinen grünen Winkel in den grauen, starren Mauern, blüht ein alter Rosenstrauch, und sein wilder Bruder schmiegt sich eng an den Erker, der in die Blütenpracht hinausschaut. Da ist gut sitzen und träumen, wenn die Stimmen der Vergangenheit aufwachen und die Gestalten derer, die einst hier gewohnt, lebendig werden wollen. Es feu umrankt die grauen Mauern, die jetzt nichts mehr zu schützen haben, und aus ihrem engen Bereich geht weit und suchend der Blick hinaus — über die alte



Rothenburg ob der Tauber — Klingengasse

Stadt dort unten, die aufwuchs mit der Burg, alt wie diese, und über die Kirchtürme fort in die Weite.

Alle Gassen und stille Winkel — ein Hauch von Frieden, von Ausruhen und Besinnung liegt für die Menschen über diesen Worten. Erinnerungen wachen auf in jedem, Hoffnungen und Wünsche und eine

feine, schmerzende Sehnsucht. Im rasenden Hasten unserer Zeit schläft tief in jedem Menschen der Wunsch nach Ruhe und Stille und für viele von ihnen ist es gut und tröstlich, daß die alten Gassen und stillen Winkel mit leisen und friedlichen Stimmen zu sprechen vermögen.

## „Wer wagt es, Rittersmann . . .“

Von Max Karl Böttcher

Tief auf dem Meeresgrund hockte mißmutig ein alter Austerpapa. — Ein eleganter Jungaal schlüpfte vorbei, bekam aber die Kurve nicht heraus und stieß mit dem Schwanz an die Auster.

„Bist du von Sinnen, frecher Grünling!“ fuhr nervös die Auster empor, jedoch der Jungaal aus gutem Hause und voller Lebensart, kehrte sofort um und entschuldigte sich höflich: „Verzeiht, ehrwürdiger Austerpapa! Es geschah nur aus Unbedacht und war nicht böse gemeint!“

„Schöne Worte machen hinterdrein, das versteht Eure Art gut!“ brummte der behäbige Austerpapa und huschelte sich nun tiefer in den Sand, während der Aal mit den Barteln zuckte und sich unter einer leichten Verneigung schnell davonmachte.

Eine schöne, köstliche Koralle hatte das kleine Zwischenspiel hundert Meter unter der Meeresoberfläche mit angesehen. Mit ihrer hellen, frohen Stimme rief sie nun der Auster zu: „Ihr könnt ein wenig verträglicher sein, Austerpapa. Der junge Aalkavaliere hat sich gebührend entschuldigt. Was habt Ihr denn, alter Griesgram, daß Ihr so mürrisch seid?“ Die Auster schob sich bedächtig der Koralle ein Stück näher und antwortete mit bekümmelter Stimme: „Wenn Ihr wüßtet, Frau Koralle, was ich weiß, würdet Ihr nicht so froher Laune sein und meinen Unmut verstehen, denn Ihr — ja gerade Ihr hättet alle Ursache, der Zukunft trübe entgegenzusehen.“

„Ihr schreckt mich, Vater Auster! Was wißt Ihr denn so Erschreckliches?“

„Ich weiß, daß wir in unseren Tiefen nicht mehr vor Menschenwitz und Menschenarm sicher sind.“

„Nanu, oller Papa! Werdet Ihr schon altersschwach, daß Ihr vergessen habt, wie tief wir wohnen? — 100 Meter hatte das letzte deutsche Vermessungsschiff kürzlich gelotet, und mehr als 60 Meter vermag doch selbst der beste Tauchermensch nicht herabzusteigen zu uns, das wissen wir doch recht gut.“

„Vorbei! — Vorbei, beste Frau Koralle! — Ja, die Indier, die Malayen, die Freitaucher, die in die Tiefe springen ohne jede Taucherausrüstung, um unsere Meeresgenossen, die Perlmuscheln, die Schwämme und Korallen an die Oberfläche zu reißten, die können nicht tief tauchen, weil ihr Körper den ungeheuren Wasserdruck nicht aushalten kann!“

„Na ja! Und lange können die Freitaucher doch auch nicht unter Wasser bleiben, gelt? Es fehlt ihnen bald die Luft.“

„Mir hat einmal ein alter Zintenfisch erzählt, daß diese Malayen durch langjährige Übung es fertig bringen, sieben bis zehn Minuten unter Wasser zu bleiben, ohne Luft schöpfen zu müssen. — Aber als man dann die Taucherglocke erfand . . .“ „Taucherglocke? Was ist denn das für ein Ding?“ fragte die Koralle, die ja, weil sie festgewachsen war, nicht weit im Meeresleben herumgekommen war.

„Dachte ich mir doch, Frau Koralle, daß Ihr sie nicht kennt. Nun, Ihr wißt doch: der Mensch erstickt, wenn ihm die Luft zur Atmung mangelt. Schon vor zwei- und dreitausend Jahren hat die Menschheit versucht, etwas zu erfinden, was ihr das Atmen unter Wasser möglich macht. Da kam ein Fischer durch Zufall auf die Idee des Taucherhelms. Er saß am Strande und hatte einen großen, leeren Kelch aus Glas in der Hand, aus welchem er soeben Wein getrunken hatte, und er stülpte den Becher, wohl gedankenlos und aus Spielerei, mit der Öffnung nach unten gekehrt, in das Wasser. Und da sah er, daß kein Wasser in den leeren Becher hineingedrückt wurde!“

„Ja, aber warum denn nicht, Vater Auster?“

„Weil schon etwas drin war im Kelch: Luft nämlich. Nun überlegte sich der Mann, daß, wenn er sich einen recht großen Becher über den Kopf stülpte, er doch unter dem Wasser atmen könnte. Er nahm einen großen Helm, stülpte sich ihn über den Kopf und ging ins Wasser, und richtig, sein Mund blieb frei von dem kühlen Naß, und er konnte atmen.“

„Aber gewiß nicht lange?“

„Nein, die Luft war zu schnell verbraucht! — Aber viel, viel später kam die Menschheit auf diese Idee zurück. Meine Großmutter hat mir einmal erzählt, daß man auf Jahrmärkten und Schützenfesten große, riesige Glastübel zeigte, die man in ein Wasserbassin hinabließ, das ebenfalls durchsichtig war. In der großen Glasglocke saßen auf dem Rande der Glocke auf festgemachten Stühlen drei Männer, die mit in das Wasser hinabgelassen wurden und spielten Karten und rauchten Pfeife dazu.“

„Das ist ulkig! Und ihnen geschah nichts? Sie ertranken nicht?“ „O wo! — Unser Freund, das Wasser, konnte doch nicht hinein in die Glocke, nur ein Stückchen drückte es sich hinein und preßte die Luft ein wenig zusammen, aber dann war seine Macht zu Ende. Und die findige Menschheit hat sich diese Jahrmarktspielerei zunutze gemacht. In die Glocke wurde ein unerschrockener Mann gesteckt und in die Tiefe des Meeres gelassen und holte nun vom Grunde der See, was in den Bereich seiner Hände kam. Aber freilich nur dort, wo das Meer leicht war, wagte man dieses Kunststück, und lange konnte der Mann in der Taucherglocke auch nicht leben,

denn das bisschen Luft unter der Glocke wurde bald aufgebraucht und schlecht. Aber bald sann der Erfindergeist der Menschen weiter. Man kam auf den Gedanken, dem Taucher unter Wasser fortlaufend neue, gute Luft zuzuführen.“

„Wie sollte das möglich sein?“ fragte die Koralle.

„Das war nicht allzu schwer. Man hüllte die Taucher in einen wasserdichten Gummianzug — ich glaube ein Württemberger namens Gall hat diese nichtswürdige Erfindung, die uns Meeresbewohner so zu schaffen macht, auf dem Gewissen und . . .“



Schöner Erker an einem Hause in Uffenheim (Franken)

„Aber ein höllisch gefeierter Kopf mußte doch dieser Herr Gall gewesen sein!“ warf die Koralle bewundernd ein.

„Das mag wohl sein, aber nun hört weiter: Also man hüllte den Taucher in einen wasserdichten Gummianzug, stülpte ihm einen festen Helm mit Glasfenstern über den Kopf, damit der Mann sehen konnte, und an den Helm schraubte man einen langen, festen und biegsamen Gummi Schlauch, der nach oben, nach dem Schiffe führte, von welchem der Taucher zur Tiefe herabgelassen wurde. Und mit einer Druckpumpe, die oben an Bord des Schiffes stand, wurde nun dem Taucher fortgesetzt frische Luft hinuntergedrückt.“

„Großartig, ganz großartig!“

„Ja, aber schon längst wieder veraltet bei dem rastlos sinnenden Geist der Menschen. Durch den Schlauch war die Bewegungsfreiheit des Tauchers auf dem Meeresgrund sehr behindert und eingeschränkt. Was tat man da? — Man schnallte dem Taucher einen Behälter mit Sauerstoff gefüllt auf den Rücken, und von diesem Behälter führte ein Schlauch nach dem Munde des Mannes, und so ließ er nach Bedarf, er brauchte nur ein Ventil zu drehen, Sauerstoff in seine Lunge, und auch diesen Handgriff hatte er bald nicht mehr nötig, denn das Atmen erfolgte bald automatisch.“

„Aber der Mensch atmet doch nicht bloß ein, sondern auch aus! Was wurde denn mit dieser ausgeatmeten schlechten Luft?“ wollte die Koralle wissen.

„Sie, die schlechte, ausgeatmete Luft, wurde nicht ins Wasser ausgestoßen, sondern durchläuft einen anderen Behälter, der an der Brust des Tauchers hängt, und dort wird die verbrauchte Luft von Kohlen-säure gereinigt und mit neuem Sauerstoff versehen, ja, der Taucher kann sogar Luft in seinen Gummianzug leiten oder herauspressen aus ihm und sich dadurch leichter oder schwerer machen, also steigen im Wasser, wenn er Luft in den Anzug strömen läßt, und er kann sinken, wenn er sie herauspreßt!“

„Aber gerade so macht es doch unser Freund, der Fisch, mit Hilfe seiner Luftblase im Leibe,“ erstaunte die Koralle.

„Gewiß, und dem Fische wird es der Mensch wohl auch abgeguckt haben! Und nun staunt weiter: sogar sprechen kann der Taucher auf Meeresgrund mit der Welt über Wasser.“

„Ihr übertreibt, Vater Auster!“ zwieselte die Koralle.

„Nicht im geringsten! Vom Munde des Tauchers führt eine Leitung, ein kräftiges Kabel, nach oben, und diese Einrichtung nennen die Menschen Telephon. — Aber trotz dieser vielen und sinnreichen Einrichtungen konnte bisher ein Taucher nicht über 60 Meter tief herunter, und diese Tiefen zu erreichen und dort zu arbeiten, vermochten auch nur wenige, die meisten Taucher konnten sich nur ein Heruntergehen bis zu 30 Meter leisten, aber nun, — beste Frau Koralle, geht es auch uns an den Kragen, denn die Menschheit hat wieder Fortschritte gemacht in der Überwindung des Wassers, und wer natürlich mit seinem rastlosen, genialen Erfindergeist wird es sein, der uns in größeren Tiefen Lebenden aus unserer geheiligten Ruhe stört, wer denkt Ihr, Frau Koralle?“

„Natürlich ein Deutscher, he?“

„Erraten! Eine deutsche Firma in Kiel hat es erreicht als erste und einzige in der Welt. Dreizehn lange Jahre haben diese klugen und unermüdlichen Leute probiert, und jetzt ist es ihnen geglückt, auch die Tiefen des Meeres zu bezwingen.“

„Woher wißt Ihr denn das, Austerwatter?“

„Ein Flundernärchen, das auf der Hochzeitsreise ist, hat die Versuche jener genialen Männer in Kiel mit angesehen, sie, die glücklichen Flundern, kamen heute früh bei mir vorüber und erzählten mir das Schreckliche. Und nun werdet Ihr wohl verstehen, daß ich aufgeregt bin und griesgrämig dem frechen Junter Al Bescheid sagte, als er mich anstieß?“

„Freilich, freilich, mein lieber Austerwatter, aber nun spannt mich nicht länger auf die Folter! Erzählt, was die Flundern Euch berichteten von ihrer Kieler Reise. Mir wird ja angst und bange, wenn ich daran denke, daß wir nicht mehr sicher sind, hier, 100 Meter unter dem Wasserspiegel, und ich gäbe sonst etwas, wenn ich wenigstens 10 oder 20 Meter meine Wohnung tiefer legen könnte.“

„Na, hat sich was, 10 oder 20 Meter! Wißt Ihr, wie tief der neue Taucheraппarat der Kieler den Taucher erlaubt, herabzukommen? — 160 Meter! Sage und schreibe: 160 Meter! Und fünf Stunden lang ohne Unterbrechung kann ein solcher modern ausgerüsteter Taucher jetzt unter Wasser bleiben.“

„Das ist ja fürchterlich! Aber so erzählt doch nun, wie sieht denn dieses neue Taucherrüstzeug aus? Hat Euch das das Flundern paar nicht berichtet?“

„Gewiß! Sie sagten, der Apparat sähe aus wie eine recht große Rittersrüstung, aber als ich nicht wußte, was das sei, sagte die Flunder: Ihr sahst doch alle schon den Kommandoturm eines Unterseebootes? So sieht der obere Teil des neuen Taucheraппarates aus. Er ist aus bestem Siemens-Martin-Stahl getrieben, und wo der Mensch Gelenke hat, hat auch diese stählerne Umhüllung Gelenkgugellager.“

„Und dieser Panzertaucheraппarat vermag also den ungeheuren Druck einer Wassertiefe von 160 Metern auszuhalten?“

„Ja, die vielen Versuche haben es bewiesen.“

„O weh! Nun sind wir nicht mehr sicher vor rauher Menschenhand!“ jammerte die Koralle.

„Nun, ich denke, man wird es zunächst weniger auf uns harmlose Tiefenbewohner abgesehen haben, als vielmehr darauf, die im Weltkriege gesunkenen und im Tiefwasser liegenden Schiffe zu durchsuchen und aus ihnen bergen, was wertvoll ist. Vor allem werden beschädigte oder nicht mehr in Ordnung befindliche Unterseeboote, die nicht wieder hochkommen können, Hilfe erhalten können durch diese neue Tauchereinrichtung.“

„Dann will ich mich trösten und dem neuen Panzertaucher nicht mehr böse sein, denn die armen Menschen, die in solch havariertem Unterseeboote so furchtbarem Tode preisgegeben sind, tatet mir von jeher leid.“

„Und ich freue mich, daß gerade die Deutschen wieder eine so neue Erfindung gemacht, und nun auch die Tiefen des Meeres bezwungen haben, nachdem sie die Höhen des Äthers überwandten.“

„Ja, die Deutschen! Sie kriegt niemand klein!“ — — —

## Musiker-Anekdoten

Erzählt von Karl Verbs

Rossini saß eines Tages zu Paris am offenen Fenster seines Arbeitszimmers, als unten im Hofe ein Leierkastenmann erschien und eine Arie aus dem „Barbier von Sevilla“ zu spielen begann. Er turbelte sie ohne Verständnis und Temperament herunter, so daß der gemarterte Komponist schließlich rasend vor Wut die Treppe hinunterstürzte, dem verblüfften Orgelmann die Kurbel aus der Hand riß und selbst die Arie mit gewaltigem Feuer und rechter Innehaltung der Tempi vortrug. „So spielt man das, Sie Esel!“ schrie er. „Merken Sie sich das! Ich bin Rossini, den Sie da mit Ihrem Georgel geschändet haben!“ Der Orgeldreher hörte sich's an, dankte und ging. Als Rossini am nächsten Tage aus dem Fenster sah, erschien der Orgelmann abermals im Hofe und trug mit gewaltigem Feuer und rechter Innehaltung der Tempi die Arie aus dem „Barbier“ vor. An seinem Instrument aber hing eine Papptafel mit der weithin leserlichen Inschrift: Schüler des großen Komponisten Rossini!

Schiller begann eines Tages das Harfenspiel zu erlernen. Seine Anfängerübungen klangen nicht schön, und ein Nachbar nahm solches Ärgernis daran, daß er sich bei einer Begegnung mit dem Dichter eine boshafte Bemerkung nicht verjagen konnte. „Sie spielen wie David,“ stichelte er, „nur nicht so schön.“ Schiller sah den Mann von oben herunter an. „Sie reden wie Salomo,“ versetzte er, „nur nicht so weise.“

Als Haydn alt geworden war, luden ihn seine Verehrer einmal zu einem Feste ein, wo ihm zu Ehren die „Schöpfung“ aufgeführt wurde. Haydn lauschte in tiefer Nüchternheit; bei der Stelle „Es werde

Licht!“ aber brach er in Tränen aus; er rief laut: „Nicht von mir, von dort oben kommt alles!“ — und war so erschüttelt, daß er sich nach Hause tragen lassen mußte.

Mozart, in seinen letzten Tagen, zu Tode schwach, saß und arbeitete mit glühendem Eifer an seiner letzten Schöpfung, dem „Requiem“. „Du strengst dich viel zu sehr an!“ mahnte seine Frau liebevoll besorgt. Mozart sah auf und schüttelte den Kopf. „Ich mache es für mich selbst!“ sagte er.

Lefage schrieb nicht nur Romane, von denen der Gebildete wenigstens die Titel kennen muß, sondern auch sehr viele Operetten, die man heute vergessen hat. Zu seiner Zeit aber fand sein Theater solchen Zulauf, daß die anderen Bühnen unlauteren Wettbewerb darin erblickten. Auf ihr Betreiben verbot man Lefage für seine Aufführungen den Dialog. Gut, Dialog; was tat Lefage? Er ließ immer nur einen Darsteller reden, die anderen blieben stumm und trieben Gebärden-sprache. Das Publikum freute sich königlich über das komische Getue und lief nur um so eifriger herbei. Man verbot dem erfinderischen Manne, überhaupt auf seiner Bühne reden und singen zu lassen, und meinte, nun würde er die Bude zumachen müssen. Was tat Lefage? Er ließ die Texte zu seinen Operetten drucken und an die Theaterbesucher verteilen. Da spielte also das Orchester, das Publikum sang, als würde es dafür bezahlt, und die Darsteller machten die nötige Mimik dazu. Dieser verrückte Betrieb machte den Leuten so viel Spaß, daß das Theater kaum noch die Menge der Besucher faßte. Und Lefage hatte gesiegt.

## Bereinfachung der Arbeit im Haushalt

Von Clara Prieß

**W**ir sind arm geworden — es gibt wohl kaum einen Haushalt, wo das nicht zu spüren ist, wo es nicht heißt, mit Zeit und Kraft zu sparen. Die nächste Erscheinung ist selbstverständlich eine Mehrbelastung der Hausfrau, die mit geringeren Geldmitteln, viel weniger Bedienung, sehr oft mit verminderter Körper- und Nervenkraft dasselbe Maß an Arbeit wie früher leisten soll.

Ganz besonders praktischen und organisatorisch begabten Frauen gelingt es auch heute noch, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, die Haushaltung so zu vereinfachen, die Arbeitsleistung so zu erhöhen, daß es dem Haushalt an Sauberkeit und Ordnung, dem Familienleben an Behagen, der Hausmutter selbst an der nötigen freien Zeit nicht fehlt. Die allermeisten Hausfrauen aber schleppen an ihrem Joch. Sie wollen Art und Zuschnitt der Vorkriegszeit behalten und belasten sich selbst und die Ihrigen und besonders auch die häuslichen Hilfskräfte mit einem Zuviel an Arbeit, das in keinem Verhältnis zu den Zeiten, der eigenen Leistungsfähigkeit und dem erreichten Grad von Behagen und Zufriedenheit im Hause steht. Da ist es interessant, wie eine Amerikanerin Mrs. Frederic, die, in beschränkten Vermögensverhältnissen lebend, unter der Last ihres Haushalts und der Pflege zweier kleiner Kinder litt und nie „Zeit für sich selbst“ hatte, hier klar gedacht und praktisch gehandelt hat. Ihre Erfahrungen teilt sie in einem sehr lesenswerten Buch mit, das unter dem Titel „Die rationelle Haushaltsführung“ von Christine Frederic, bearbeitet von Irene Witte, in zweiter Auflage im Verlag Julius Springer in Berlin erschienen ist.

Mrs. Frederic fragt: „Wie beseitigt man in der Hauswirtschaft die unrationelle, Zeit und Kraft vergeudende Arbeitsweise? Wie setzt man an ihre Stelle wissenschaftlich durchdachte Arbeitersparnis?“ Die Antwort lautet: „Durch Übertragung der Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, die zu staunenerregender Leistungsfähigkeit in der Industrie geführt haben, auch auf die Hausarbeit.“ Das Prinzip, das Mrs. Frederic hier meint, ist der sogenannte Taylorismus. Dieser sucht für jede Arbeit die besonders geeignete, Kraft, Mühe, Zeit und Geld sparende Verrichtungsweise herauszufinden. Er legt vor allem auf geeignetes Werkzeug, richtige Anbringung desselben, Vermeidung unnötiger Bewegungen und sorgfältige Zeiteinteilung Gewicht. Die Übertragung dieser Gedanken auf das Gebiet der Haushaltung ist ein glücklicher Einfall der Verfasserin. Im Kapitel von der Normalisation der Bewegungen führt sie z. B. aus, daß sie früher 45 Minuten brauchte, um 80 Geschirrstücke zu reinigen, während ihr jetzt 30 Minuten dafür genügen. Dazu müssen freilich Abwaschschüsseln und Tropfbrett durchaus richtig stehen, auch die richtige Höhe für die Arbeitende haben.

Die Küchengeräte müssen so angeordnet werden, daß die zum Rüsten der Speisen notwendigen sich in der Nähe des Tisches, die zum Kochen erforderlichen in der Nähe des Herdes befinden. Eine Zeichnung, deren Linien den Sprüngen eines gejagten Hasen gleichen, veranschaulicht die vielen überflüssigen Schritte, die die meisten Frauen beim Zubereiten und Servieren eines Gerichtes zurücklegen, während eine zweite den einfachen und kurzen Weg zeigt, der zu gehen ist, wenn alles am geeigneten Platze steht und die Arbeit planmäßig vorgenommen wird. Mrs.

Frederic gibt ihren genauen Tages- und Wochenplan: wie sie es fertig bringt, ohne jede Bedienung den Haushalt zu besorgen, Zeit findet, mit ihren Kindern spazieren zu gehen und Muße zur Pflege geistiger Interessen gewinnt.

Sie stellt zum voraus die Speisezetteln für die Mahlzeiten mehrerer Tage auf, sieht immer morgens früh ihre Vorräte nach und notiert das Fehlende; um sich überflüssige Gänge zu ersparen, kauft sie haltbare Lebensmittel in großen Mengen auf einmal ein. Eine Abteilung ihres Vorratschranks enthält als „erste Hilfe bei unerwartetem Besuch“ eingekochte Früchte, kondensierte Milch und Konserven, an die sonst nie gerührt wird und die nach Gebrauch immer wieder ersetzt werden.

Bei der Anschaffung neuer Geräte soll man sich nicht zuerst fragen, ob die in einem Laden gesehenen gut sind, sondern ob man sie wirklich nötig hat, da die Instandhaltung und das Aufräumen überflüssiger Geräte sehr viel Zeit und Arbeit braucht.

Frauen, die sich vor ihrer Verheiratung Bureau- oder wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet haben, werden sich freuen, ein klug ausgedachtes und sehr einfach zu handhabendes Kartensystem für die häusliche Buchführung, die Aufbewahrung von Kochrezepten, Adressen usw. zu finden. Dies Kartensystem verzeichnet auch alle Vorräte an Nahrungsmitteln, Wäsche und Kleidern und deren Aufbewahrungsort, so daß zeitraubendes Schubladendurchsuchen wegfällt. Sehr gut weiß die längere Zeit als Mitarbeiterin großer Hausfrauenzeitschriften tätig gewesene Verfasserin, was der Anwendung des Taylorismus bei den Frauen am meisten im Wege steht: die Neigung, gedankenloser Arbeit, sich einer Arbeit, z. B. dem Putzen oder Kochen, zum Nachteil der übrigen fast ausschließlich zu widmen, das Mißtrauen allem Neuen gegenüber und die mangelnde Ausdauer bei Anwendung von Neuerungen.

Sehr beherzigenswert ist auch, was Mrs. Frederic über die Hausangestelltenfrage sagt.

Das Taylorsystem befähigt auch die Dienstboten, mehr Arbeit zu leisten, bringt ihnen aber an und für sich keine Vorteile, weder mehr Lohn noch mehr Freizeit und ist deshalb für sich allein nicht geeignet, ihrem Stande mehr Anziehungskraft zu verleihen. Doch umfaßt der rechte Taylorismus noch drei weitere wichtige Punkte: gutes Benehmen, Selbstzucht und Belohnung von Mehrleistungen. Deshalb muß sich die Hausfrau klar machen, daß das Dienstmädchen nicht ihre Untergebene, sondern ihre Mitarbeiterin ist. Sie muß ihr trauliches Zimmer, Ratschläge zu richtiger Körperpflege und Kleidung, Bücher über Berufliches und Allgemeinbildendes geben, ihr einen vernünftigen Arbeitsplan mit genügenden und regelmäßigen Freistunden aufstellen und Inanspruchnahme während der Freistunden oder Überarbeit besonders vergüten.

Natürlich passen nicht alle Ratschläge auf deutsche Verhältnisse — das eigne praktische Denken der Hausfrau muß in ihrem besonderen Fall immer wieder einsetzen. Aber gerade, daß die Haushaltsführung zu einer geistvollen, innerlich befriedigenden Arbeit gemacht werden kann, zeigt das Buch überzeugend.

Als Hauptgrundsatz steht die Forderung: Die Frau soll Herrscherin, nicht Sklavin ihrer Arbeit sein. Und wir deutschen Frauen haben allen Grund, hier nachzudenken und zu lernen.

## Im Hinterhalt\*

Von Merlin Moore Taylor

Als wir aus dem Dorf marschierten, stürzten die Wilden an die Spitze des Zuges und boten den Trägern an, ihnen einen Teil der Lasten abzunehmen. Schon oft hatten befreundete Leute aus den Bergen dies getan, und wir hatten auch jetzt nichts dagegen einzuwenden. Ich lächelte, als ich sah, wonach die Leute aus dem Dorf besonders eifrig griffen; es waren ein Feldstuhl, der Eimer, in dem die Säureflaschen verstaut waren, eine Sturmlampe, eine Petroleumkanne, unsere Feldflaschen und Downings Kamerastrafiv. Alles waren Dinge, die wir in ihrer Segenwart am Abend vorher als Sitzgelegenheit benutzt oder sonst gebraucht hatten. Sie suchten immer noch „Krafft“ abzubekommen, dachte ich. Ich mußte fast lachen, als der Kerl, der die Patronenliste tragen wollte, auf der ich gefessen hatte, ein Knurren von sich gab; denn er war über ihre Schwere sehr verwundert.

Ich erhob indessen lebhaft Einspruch, als einer seiner Genossen den Beutel ergreifen wollte, in dem sich meine Kleider und Decken und ein kleiner Sack mit Silbermünzen befanden, mit denen wir die Träger auszahlen wollten, wenn ihre Aufgabe erledigt war.

Von den neun Wilden geführt, kamen wir viel leichter vorwärts; denn der Pfad, den sie uns wiesen, verlief seitlich am Berg und hatte wenige gefährliche Stellen. Scheinbar umschlichen uns keine Wilden im Dickicht, und wir marschierten rasch, aber ohne uns in das Gefühl falscher Sicherheit zu wiegen.

Endlich kamen wir an einen Grashang, und durch das Fernglas erkannten wir, daß das Dorf unten den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse überschaute, die zu beiden Seiten der Pole-Kette fließen. Im Osten, wohin wir wollten, ragte ein Berg auf, der recht wenig einladend aussah und der mit dichtem Gestrüpp bewachsen war. Unsgeheim stöhnten wir bei der Aussicht, darüber zu müssen, hofften aber, daß die Wilden, die dort wohnten, sich freundlicher als die Pole-Leute gegen uns zeigen würden, mit denen wir eigentlich von Anfang an in keinem guten Verhältnis gestanden hatten. Der Pole fiel uns allmählich auf die Nerven.

Von einer kleinen Erhebung aus riefen unsere Führer lange aufgeregt ins Dorf hinein. Obwohl sie keine Antwort bekamen, begannen sie zuversichtlich den Abstieg. Mit ihren bloßen Füßen hatten sie es leichter als wir in unseren Stiefeln, und sie hatten uns bald weit hinter sich gelassen. Hatten wir vielleicht noch befürchtet, sie möchten versuchen, uns plötzlich davonzulaufen, so wurde dieser Verdacht zerstreut, als sie am Dorfstor anhielten und uns winkten herbeizukommen. Dann betraten sie das Dorf.

Als wir aber noch hundert Meter entfernt waren, entdeckten wir, wie sie aus dem anderen Ende des Dorfes hinausliefen und in vollem Galopp ins Dickicht rannten, und zwar mit unseren Sachen, die für uns höchst wertvoll, für sie aber nutzlos waren. Die Annahme war wohl nicht von der Hand zu weisen, daß die Versuchung für sie zu stark gewesen war, die „kräftigen“ Sachen des weißen Mannes zu behalten. Wenn die Eingeborenen sonst Miene gemacht hätten, mit unsern Sachen wegzulaufen, hätten wir gefunden, daß sie sie immer fallen ließen, wenn sie verfolgt wurden, besonders wenn man ihnen ein paar Schüsse nachschickte. So nahmen auch diesmal die Polizisten die Verfolgung auf, so aussichtslos sie auch erschien. Plötzlich aber hielten sie inne, ihre Gewehre flogen in Anschlag, und gerade, als wir nach den Rauchwölkchen von Schüssen Ausschau hielten, begannen sie, zu uns zurück zu flüchten.

Rasch erkannten wir den Grund. Das Dickicht auf beiden Seiten des Grashangs, auf dem wir standen, war von bewaffneten Wilden besetzt! Nur die übertriebene Angstlichkeit unserer treulosen Führer — ihre Flucht, ehe wir das Dorf wirklich betraten — hatte uns davor bewahrt, in die Falle zu laufen.

Ein paar scharfe Befehle sammelten unsern gesamten Zug; wer Schußwaffen hatte, sagte augen Posten. Als sich herausstellte, daß kein sofortiger Überfall geplant war, zogen wir vorsichtig zum Dorf hinunter, stellten die Träger außen vor den Zaun mit dem Rücken dagegen und suchten dann herauszufinden, welcher von den vielen Pfaden, die von dem Dorf strahlenförmig in alle Richtungen verliefen, uns nach dem Fluß zur Linken bringen würde.

Nacheinander folgten unsere Erkundungsabteilungen diesen Pfaden bis an den Rand von Abgründen, die wohl die Gebirgsbewohner, nicht aber wir hinunterklettern konnten; andere Wege bogen in falsche Richtungen ab. Schließlich hatten wir nur die Wahl zwischen dreien — weil sie allein von Wilden bewacht schienen.

Welchen Weg wir aber auch wählten, sicher war, daß wir in einen Hinterhalt laufen würden. Daher beschloßen wir, sie nacheinander mit einer kleinen Abteilung auszuprobieren, ehe wir die Träger nachkommen ließen. Unteroffizier Sonana und drei seiner Leute wurden von dem einen zurückgetrieben; vier Leute, die einen anderen untersuchten, stießen auf den gleichen Widerstand. Obgleich auch der dritte von Wilden besetzt war, gaben sie sich hier keine Mühe, unsere Späher anzuhalten.

Wir glaubten, daß der Unteroffizier und seine drei Mann den stärksten Widerstand gefunden hatten. Das mußte also der Weg sein, von dem uns die Wilden fernhalten wollten. Natürlich war das der, welchen wir einschlagen mußten. Die Hälfte der Polizisten ging mit gespanntem Gewehr und gefälltem Seitengewehr vor, um den Weg zu säubern. Die Träger folgten dicht hinterher mit Messern, Beilen und Arten in der Hand. Wir Weißen und die übrigen Polizisten deckten den Rücken und die Seiten. Ich glaube, wir überraschten die Wilden auch dadurch, daß wir nicht im Gänsemarsch einherzogen, sondern in breiter Front anrückten. Freilich mußten wir uns dazu erst einen Weg durch das Gestrüpp haden, was nie eine leichte Arbeit ist; aber es war so sicherer.

Wir konnten die Wilden rings um uns sehen und hören: aber ihre Pfeile und Speere taten uns nichts, und da sie sich vor uns zurückzogen, kamen wir nicht in die Lage, einen einzigen Schuß abzufeuern. Endlich gelangten wir zu einem Felsen, der den Fluß überragte. Die Wilden saßen dicht hinter uns Posten, zwischen uns und ihrem Dorf. Wir stellten Wachen gegen sie aus und hatten weiter keine Angst vor ihnen. Die Lasten ließen wir zunächst noch oben, brachten dann die meisten Träger den Felsen herunter und machten uns daran, eine Brücke über den Fluß zu bauen.

Obwohl ihr Leben auf dem Spiel stand, waren die Träger nur sehr langsam bei der Arbeit, als nun Bäume gefällt und ins Wasser gelegt wurden. Als sie dann in das Gestrüpp gehen und Ranten abschneiden sollten, um die Baumstämme zusammenzuhalten und Stangen zu einem Geländer zu verbinden, hörten sie überhaupt mit der Arbeit auf.

Zum erstenmal war ich da wirklich böse auf sie. Ich ergriff einen Stock, fluchte laut und stürmte auf sie los. So groß auch ihre Angst vor den Wilden war, so liefen sie doch sogleich den Felsen hinauf, schrien „Taubada wild werden“, und begannen, hinter der Schutzwache Ranten und Schlingpflanzen abzuhaben.

Unsere Brücke war ein unsicheres wadeliges Stümpferwerk; wenn man darauf trat, tauchte sie unter; aber in einer Stunde hatten wir doch die Lasten vom Felsen herunter und die Träger über den Fluß gebracht. Das Schwierigste sollte freilich noch kommen, nämlich die Polizisten sicher herunter und über den Fluß zu bekommen.

Weiterhin berichtet Taylor derartig abenteuerliche Erlebnisse, daß es uns Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts fast unglaublich erscheint, daß heute noch irgendwo, selbst in fernen Gegenden, solche Urzustände herrschen. Daß Taylor die Wilden von der Jagd heimkehren sieht, den Leichnam des getöteten Feindes als Wild an eine Stange gebunden, oder daß ihm als „Ehrenbissen“ die Hand eines gerösteten Schwarzen angeboten wird, nimmt einen nicht mehr wunder, wenn man ihn von den sonstigen Gebaren der Papuas berichten hört. Ein getötetes oder geraubtes Schwein beschwört eine Blutrachenseide über Generationen herauf, das „Puri-Puri“ des Zauberers hat Macht über Leben und Tod ganzer Stämme, das Schwein wird höher gewertet als die Frau, denn sie ist im Überfluß vorhanden, während jenes bei den geringen Erträgen der Gärten der Papuas das einzige ist, womit der Wilde seinen Hunger stillen kann, wenn es ihm nicht gelingt, „langes Schwein“, d. h. Menschenfleisch, zu erbeuten. Erst wenn er gemordet hat, wird der Papua in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen, wobei es gleichgültig ist, ob er in ehrlichem Kampf einen gleichwertigen Gegner überwand, oder aus feigem Hinterhalt ein altes gebrechliches Weib oder ein Kind niederschlug. Erst nach dem ersten Mord kann er die erste Frau nehmen, der bald, je nach seinem Reichtum, weitere vier oder fünf folgen. Dabei folgt jedem Mord die Blutrache auf dem Fuß. Ein nicht gerächter Mord ist ein Flecken auf dem Stolz und der Ehre eines jeden Verwandten des Toten, und nur durch neues Blutvergießen kann er getilgt werden. Die Schande liegt nicht in dem Tod an sich, sondern darin, daß die Knochen des Toten, wenn sie sorgfältig abgeleckt sind, den Hunden vorgeworfen werden, die jedes Dorf unsicher machen. Solch rauhen Sitten entspricht das Land. Tagsüber sendet eine erbarmungslose Sonne ihre Strahlen fast senkrecht hernieder und macht für den Weißen selbst den kürzesten Marsch im ebenen Gelände zu furchtbarer Qual. Wenn dazu der Pfad in den Bergen steil wird und der Wanderer sich Felsblöden, hohem Allang-Allang-Gras oder tiefem Dickicht gegenübersteht, so versteht man, daß eine ungeheure Energie dazu gehört, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Am Abend machen Sturzregen jeden Aufenthalt im Freien unmöglich, und die Nacht bringt in den Bergen nach der Tageshize kalte feuchte Nebel, so daß kein Weißer dem Fieber entrinnt. — Kommt dazu noch eine feindliche Bevölkerung, die den Wanderer umlauert, ihn in wasserlose Öden führt, meutern die von der Küste mitgenommenen Träger, gehen die Nahrungsmittel zu Ende und fehlt das Wasser, um die letzten Reste Reis genießbar zu machen, so ermüht man, welche Leistung der zähe Amerikaner vollbringen mußte, damit er das gesteckte Ziel erreichte.

\* Aus: M. M. Taylor. „Bei den Kannibalen von Papua.“ Auf unbekannten Pfaden in Innern Neuguineas. (Brockhaus, Leipzig, Ganzleinen R.-M. 15.—.)



Aufn. Dr. von Langsdorff  
Kern unterwegs,  
in 1800 m Höhe aufgenommen

## Im Deutschen Rundflug unterwegs

Von Dr.-Ing. v. Langsdorff, Riga.

31. Mai 1925. — Pfingstsonntag. — Start auf dem Tempelhofer Feld

**U**nabsehbare Menschenmassen drängen seit den ersten Morgenstunden zum Zentralflyghafen. Kraftwagen schwimmen langsam in dem Menschenmeer. Man drängt und staut sich. Das Riesenaufgebot der Schutzpolizei hat alle Hände voll zu tun. Im Über-eifer will man nicht einmal uns Flieger zu den Hallen lassen. Alles Reden hilft nichts. Schließlich helfen uns die

schnelleren Füße. Man taucht ins Gewühl unter, umgeht jeden Tschabo in möglichst großem Bogen und ist dann doch endlich in der Halle.

Um 4 Uhr beginnt der Start. Bei der großen Teilnehmerzahl werden an die Sportleitung große Anforderungen gestellt. Alles ist vorher genau besprochen. Durch Probeflüge haben wir uns am Vorabend noch einmal von der Brauchbarkeit unserer Flugzeuge überzeugt. Die ganze Nacht über ist noch von den Monteuren gearbeitet worden. Betriebsstoff ist aufgefüllt und bald knattern hier und dort die Motoren im Probelauf.

Die wohlüberlegte Startordnung klappt leider gar nicht. Wir haben durch das Los eine recht hohe Startnummer erhalten und müssen deshalb einen Kameraden nach dem anderen vor uns in die Luft springen sehen. Die ersten sind schon seit über einer Stunde unterwegs, als endlich auch uns die Startflagge winkt.

Unter dem Schnellfeuer der Pressephotographen donnert unser Motor im Vollgas. Das Publikum hinter uns erstickt in einer braunen Sandwolke, dann holpert unser Doppeldecker über das Feld, ein Sprung über das Zeltlager, dann liegt Berlin unter uns, schmutzig grau — und verschlafen.

Vor uns hängen einige Kameraden, unten krabbeln die letzten Falter über die Tempelhofer Sandwüste. Böden rütteln an den Flügeln. Das Wetter ist schlecht geworden. Bald klatschen die ersten Regentropfen gegen die Windschutzscheibe, dann plötzlich scharfe Nadelstiche im Gesicht: Hagel.

Von der Erde ist wenig zu sehen. Durcheinandergewürfelte Häuser. Ganz tief zieht unten ein Flugzeug über die Dächer. Wir gehen aber in 800 m Höhe über die Stadt, damit im Falle einer Motorstörung ein Landegelände gefunden werden kann.

So ziehen wir im Hagel und im Regen nach Schwerin. Ab und zu trifft man irgendwo einen Konkurrenten. Meist fliegt er rechts oder links einer Bahnlinie nach, während wir auf dem roten Strich unserer Landkarte unseren Weg, den kürzesten, suchen.

Dieses Anfangsbild hat sich in der Folge ähnlich immer wiederholt. Etwas müde trotz man in der Morgendämmerung ins Flugzeug und flog dann mehr oder weniger verdrießlich in den schweren Wettbewerbstag hinein. Was dann alles kam, ist schwer zu beschreiben, denn ganz Deutschland zog unter unseren Füßen vorbei. Erst Mecklenburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Westfalen, Hessen und der Harz. Dann West- und Süddeutschland recht ausgiebig und endlich Thüringen, Schlesien und Pommern.

Eine bessere Geographiestunde kann man sich kaum vorstellen. Vor jeder Flugschleife, die in zwei Tagen zurückgelegt werden mußte, aber auch in einem Tag bewältigt werden durfte, mußte natürlich der beabsichtigte Flugweg sehr genau festgelegt werden. Diese Arbeit dauerte für die durchschnittlich jeweilig ver-

langte 1000-km-Strecke gute 5 Stunden. Die Flugkarten mußten in entsprechende Schleifen geschnitten und aneinander geklebt werden, um dann im Fluge abgerollt werden zu können.

Die Schwierigkeit besteht dann naturgemäß darin, tatsächlich auch annähernd auf dem sauberlich auf der Karte verzeichneten roten Strich zu fliegen, denn wenn beim Deutschen Rundflug auch die Schnelligkeit ganz nebenächlich bewertet wurde, so war es natürlich jedem Teilnehmer angenehm, so schnell als möglich seine Strecke zu erledigen. — Und es hört sich ja auch ganz einfach an: „auf dem roten Strich fliegen“, wenn nicht von oben die Welt doch ein wenig anders aussähe als auf der Landkarte — und wenn die Wolken nicht wären — und der Wind.

Das mußten wir fühlen, als wir auf einer Wettbewerbschleife von Frankfurt (Main) nach Erfurt flogen. Die Strecke an sich ist sicher nicht übermäßig schwierig, und gerade die Frankfurter Gegend kannte ich gut. Aber als wir damals in den Regen hineinfliegen, war schon nach den ersten Minuten von der Stadt kaum noch etwas zu sehen, bald wurde das Wetter immer schlechter und wir mußten immer tiefer gehen, um überhaupt noch etwas Erdsicht zu behalten. Da unter uns aber Wald war, wollten wir nicht allzu tief heruntergehen, um nicht bei einer Notlandung gleich in den Bäumen zu sitzen. Das ging eine Zeitlang auch ganz gut, bis uns auf einmal eine Wolke geschluckt hatte und nicht mehr loslassen wollte. Mit gedrosseltem Motor glitt der Doppeldecker immer tiefer, aber der Nebel wollte kein Ende nehmen. Immer mehr kletterte die Nadel des Höhenmessers zurück, aber die Erde ließ sich erst sehen, als wir wenige Meter über die Baumspitzen entlang brauften. Überall Wald! Nicht die geringste Übersicht! So kam es dann, daß wir bald etwas unsicher wurden, ob wir auch den richtigen Kurs auf Darmstadt hätten. Man kann ja auch nach dem Kompaß fliegen, aber das ist, besonders an Bord eines Sportflugzeuges, nicht ganz leicht. (Was nützt z. B. der schönste Kompaß ohne Winddreieck?) Also fliegt man nach Möglichkeit mit Erdsicht.

Glücklicherweise kam dann bald eine kleine Stadt in Sicht. Wir suchten den Bahnhof und flogen in Höhe des Bahnsteigs vorüber, um das Bahnhofschild zu entziffern. Das gelang auch trotz der großen Geschwindigkeit gut und wir konnten feststellen, daß wir richtig geflogen waren. Die Menschen auf dem Bahnsteig, die gerade in einen Zug stiegen, glaubten sicher, wir wollten auch noch mit. Wir aber waren froh, bald Darmstadt unter uns zu haben.

Dieser Flug war der anstrengendste im ganzen Wettbewerb und vielleicht der unangenehmste unseres Lebens, und hinter ihm verblaßten alle anderen Erlebnisse des Wettbewerbs.

Gleich hinter Darmstadt wurde nämlich das Wetter immer schlechter. Durch den Speßart kamen wir soeben noch hindurch, aber in der Rhön war schon wenig zu sehen. Die Wassertuppe lag im dicken Nebel, und dann drückten uns die Regenwolken immer tiefer herunter. Wir flogen schon unverhältnismäßig tief, mußten aber immer von neuem Gas



Aufn. Dr. von Langsdorff  
Hauptmann a. D. Loerzer, der aus dem Kriege bekannte „Pour le mérite“-Jagdflieger, im Flug mit dem zweimotorigen Leichtflugzeug

wegnehmen, weil die Wolkenfetzen durch unser Tragwerk zogen. Längst flogen wir tiefer als die Bergspitzen der Bahnlinie nach, und schließlich mußten wir bis auf wenige Meter über die Telegraphenpfähle herunter. Rechts und links ganz bewaldete Berge, die im Nebel aufhörten. Unter uns die Eisenbahn. Dazu strömender Regen und ab und zu eine Ladung Hagel. Weit und breit keine Landemöglichkeit im Falle einer Motorstörung. Aber Wettbewerb ist Krieg! Also, weiter um jeden Preis!

Man mußte sehr aufpassen, um nicht an den Telegraphenpfählen oder den Bäumen hängen zu bleiben und war doch stets versucht, noch etwas tiefer zu gehen, weil die Wolken immer von neuem nach uns griffen.

Das ging so eine ganze Zeit, die uns endlos erschien. Dann konnten wir den Wolken nicht mehr entgehen. Immer wieder griffen sie uns, entzogen uns das letzte bißchen Erdsicht, rissen dann wieder für Augenblicke, um sich gleich wieder zu schließen. Alles das geschah wenige Meter über der Erde im engen Tal bei dreifacher Schnellzugsgeschwindigkeit!



Aufn. Dr. von Langsdorff

Udet auf Udet-„Flemingo“, aufgenommen vom 2. „Flemingo“

Wir flogen wie in Milch getaucht. Sekundenlang sahen wir dicht unter uns Bäume oder die Bahn und dann wieder Nebel. — Wenn jetzt der Motor streikte, würden wir in den Wald rasen oder unter Mitnahme einiger Telegraphenpfähle auf den Bahndamm schlittern. Dazu weit und breit kein Mensch zu sehen, also die beneidenswerte Aussicht, in diesem Fall liegen zu bleiben bis uns ein D-Zug in die Rippen raste.

Wir hatten wenig Zeit zum Nachdenken, aber solche Ausichten lassen sich auch ohne Nachdenken nicht verheimlichen, wenn man selbst beteiligt ist. —

Auf einmal teilte sich wieder der Nebel und unwillkürlich folgten die Blicke dem Schienenstrang. Plötzlich erschien vor uns eine schwarze Wand, darin ein schwarzes Loch, und weg war die Eisenbahn!

Tunnel! durchzuckte uns blitzartig der Gedanke, aber gleich darauf wieder Nebel. Aber der eine Augenblick hatte genügt, um uns zum einzig möglichen Ausweg zu veranlassen: Kurven!

Wie hoch die Bergwand vor uns war, konnten wir ja nicht feststellen. Auf der Karte nachsehen, wie man sich das daheim am Ofen denkt, war ausgeschloffen, denn wir wären schon vorher in die Bergwand geraßt. — Dreifache Schnellzugsgeschwindigkeit ist keine Kleinigkeit! Und der Nebel hatte längst den Berg geschluckt.

**Kunstturner-Mannschaftskampf zwischen Rheinland und Westfalen in Essen.** Am Sonntag, den 6. Dezember fand im großen städtischen Saalbau zu Essen erstmalig die Wiederholung des Mannschaftskampfes im Geräteturnen zwischen Rheinland und Westfalen (Kreise 8b und 8a der Deutschen Turnerschaft) statt. Schon lange vor Beginn — 2 Uhr nachmittags — zogen die turnbegeisterten Scharen, aus beiden Provinzen stammend, zum Stadtgarten, so daß dieser bis auf das letzte Stehplätzchen gefüllt war. Dieser Länder-Wettkampf ist übrigens der einzige seiner Art in der ganzen Deutschen Turnerschaft. In Dortmund 1924 hatten die Westfalen, trotz guter Anfangserfolge der Rheinländer an den ersten 2 Geräten, Barren und Pferd-lang, recht überlegen gesiegt: 783 Punkte für die Westfalen und nur 742 für die Rheinländer,

Was nun kam, dauerte Jahre. Nein, richtig — nur Minuten, aber uns werden sie immer als Jahre erscheinen. — Kurven auf der Flügelspitze! Wir sahen kaum etwas. Wenn der Nebel riß, starteten uns regennasse Baumwipfel entgegen. Jeder Blick ist blickartig und alles wirkt verzerrt, aber dennoch stiehlt sich irgendeine Einzelheit ins Bewußtsein: das Beugen der Bäume, an denen unser Propellerwind zerrt.

Sonst aber nur der eine Eindruck: schwarz-weiß; schwarz-weiß, weiß-weiß. Schwarze Bergwände und weißer Nebel!

Aus dem Talkessel ist kein Ausweg zu finden. Immer nur wieder Nebel. — Das ließt sich einfach, aber längst nicht so hoffnungslos und irrsinnig, wie es war. Einmal mußte das ja ein Ende nehmen. Aber welches Ende? Denn jede Sekunde kostet Brennstoff, jede Sekunde reißt am Motor und jeder Augenblick rüttelt an unseren Nerven! Die Jahre vergehen und wir kurven. Irgendwo in der Einsamkeit. Irgendwo im Trüffinn.

Wir kurven und die Jahre vergehen. Nichts bleibt wie Einsamkeiten. Schwarz-weiß, schwarz-weiß, weiß-weiß-weiß. —

Aber wir sind doch durchgekommen. Die Wolke hat uns nicht behalten, und die Bäume haben nicht gesplittert. Es war auch nicht plötzlich jene große Stille um uns, die erschüttert, wenn plötzlich nach vielen Stunden der Motor schweigt. —

Wie es gekommen ist, wissen wir heute noch nicht. Irgend eine Nebelspalte zeigte den Rückweg ins Tal. Irgendwie ging das Panorama weiter. Nebel und Berge, aber immer neue Berge und schließlich ein Dorf, eine Stadt. Neben uns taucht die Wartburg aus den Wolken. Schwarzblauer Schattenriß, schwarz-grüne Berge, dampfende Täler und über allem schwer lastende Wolken, deren Fetzen unsere Flügel streiften. Und schließlich die Landung in Erfurt. Minuten haben sich auf Minuten gehäuft. Wochen werden sich zwischen das Erlebnis drängen. Alltag wird alles überschreiben: Vergangenheit? Märchen? — Nein, wir wissen, daß wir in manchen Stunden das Schwarz-weiß wieder sehen werden, daß wir wieder diesen merkwürdigen Geruch empfinden werden: Öl, feuchte Erde und nasses Laub.

Das andere war klein dagegen. Deutschland zog wie ein unerhört bunter Teppich unter uns dahin. Die alten Türme von Rothenburg und Nürnberg grüßten, große Städte streckten ihre Arme aus, blau und grün lagen Flüsse und Seen. Die ersten Strahlen der Morgensonne vergoldeten alles. Die Mittagsböden warfen uns hin und her und die Abendnebel krochen über das Gelände. Alles lag beieinander. Es waren keine endlosen Entfernungen mehr. Alles kam unter uns vorbeigezogen.

Als erwünschte Abwechslung im Einerlei des Tages erschienen uns die kleinen Sensationen: Zwischenlandung, Kontrollrunden und Begegnungen. Bei der Landung wurden wir fast immer freundlich empfangen und bewirtet. Kontrollrunden brachten, wenn auch für allzu kurze Zeit, die Annehmlichkeit der Wärme mit sich, denn wir mußten aus der kalten Höhe in die Sommerglut herunter. Es machte auch Spaß, wenn die hohen Herren mit den bunten Binden sich hinwerfen mußten, wenn wir im Sturzflug hinunterstiegen, um dann den Vogel wieder hoch zu reißen und auf der Flügelspitze unsere Kontrollrunde zu drehen.

Und dann die Begegnungen mit dem nötigen Winken und ein wenig Schadenfreude, wenn der Konkurrent mehr und mehr zurückbleiben mußte, oder wenn unten ein flügelahmer Falter am Wege lag. Wettbewerb ist nun einmal Krieg und Menschen bleiben Menschen.

Die Endensation bestand darin, daß wir mit Udet gleichzeitig in wenigen Metern Abstand das Zielband in Tempelhof überflogen, um nach Links- bzw. Rechtskurve in wenigen Metern Abstand hintereinander zu landen.

Müde und abgespannt stiegen Kern und ich aus der Maschine. In rund 70 Flugstunden hatten wir ohne die geringste Beschädigung an unserem braven Udet-„Flemingo“ über 5200 km ohne einen Strafpunkt zurückgelegt. Sicher hatte uns der treue Siemens-Motor, obwohl er um ein Vielfaches schwächer ist als die in Verkehrs- oder Kriegsflugzeugen verwendeten Motoren über eine Strecke gezogen, die etwa der Entfernung Memel—Neuyork gleichkommt.

hatte damals die Wertung durch zwei Kampfrichter, die Kreisoberturnwarte Steding aus Bremen und Böttcher aus Hannover, ergeben. Jede Mannschaft ist 10 Mann stark, die je eine Kürübung am Reck, Barren, Pferd-quer, einen Kürsprung am langgestellten Pferd und eine Kürfreiübung zu zeigen haben. Fast alle sind mehrfache Sieger auf Kreis- und Deutschen Turnfesten gewesen, ist doch ihre Auswahl erst auf Grund verschiedener Ausscheidungskämpfe in beiden Kreisen erfolgt, um wirklich die besten zu ermitteln. Bekannt ist ja auch hinlänglich, daß es jahrelanger unermüdlicher Übung bedarf, um es im Geräteturnen bis zur höchsten Vollendung zu bringen.

Die westfälische Mannschaft wies gegen das Vorjahr 3 neue Leute auf, während sich in der rheinischen nur ein neuer Mann befand, der für

einen verzögerten Turner eingestellt werden mußte. Allerdings vollständig konnte die rheinische Mannschaft nicht antreten; für Goh-Essen, der wegen einer Handverletzung nicht mitmachen konnte, mußte ein Ersatzmann, Koch-Belbert, turnen. Das war von vornherein ein Ausfall für Rheinland, da Goh zu den besten Kräften zählt. Die Westfalen hatten dagegen ihre vollständige Mannschaft mitgebracht; es befanden sich nicht weniger als 7 Teilnehmer an der bekannten Finnland-Riege darunter.

In feierlicher Weise wurde der Großkampftag durch einen Orgelvortrag eröffnet, Toccata und Fuge D-Moll von Johann Sebastian Bach. Dann marschierten die Turner auf, die Westfalen, das weiße springende Sachsen-Roh im roten Felde auf der Brust, und dann die Rheinländer, den silbernen Fluß zwischen grüner Umrahmung zeigend. Justizrat Dr. Niemeyer-Essen, der 1. Vorsitzende des Turnbezirks Groß-Essen vom Ruhr-Turngau, hielt die Begrüßungsansprache. Die Spitzen der städtischen und staatlichen Behörden Essens waren anwesend. Der Redner bezeichnete die heutige Veranstaltung als eine nachträgliche Befreiungsfeier der Turnerschaft Rheinlands und Westfalens, die trotz der außerordentlich scharfen Grenzsperrung es im Juli 1923 fertig gebracht hat, die Vereinsfahrten aus dem besetzten Gebiet durch die Sperre zu bringen und sie auf dem Deutschen Turnfest in München stolz im Festzuge mitzuführen.

Ebenso begrüßte auch der Kreisoberturnwart, Turn- und Sportdirektor Gerste-Mülheim-Ruhr, alle Gäste, Zuschauer und Teilnehmer im Namen des Kreis-Ausschusses des Turnkreises 8b.

Als Kampfrichter wurden bekanntgegeben: Kreisoberturnwart Steding-Bremen, Kreisoberturnwart Böttcher-Hannover, Gauoberturnwart Schorrig-Herne i. W., Gauoberturnwart Unger-Düsseldorf. Das schwierige Amt der Kampfrichter lag also in durchaus bewährten Händen erster Fachleute. Bei dem 1. Wettkampfe im Dezember vorigen Jahres in Dortmund hatten nur 2 Kampfrichter, die beiden Erstgenannten, ihres Amtes gewaltet. Da jeder Kampfrichter bis zu höchstens 10 Punkten bewerten kann, so waren heute günstigstenfalls 40 Punkte für eine Übung zu erreichen. Diese Höchstpunktzahl wurde aber nicht ein einziges Mal gegeben, dagegen 2mal 39 (1 Rheinländer und 1 Westfale), 3mal 38 (in allen Fällen Westfalen), und das waren wirklich vorzügliche Leistungen.

Begonnen wurde der Wettstreit mit dem quergestellten Pferd (anderwärts in Deutschland sagt man auch Pferd-breit oder Seitenpferd). Es wurde hier im allgemeinen gut geturnt, wobei man berücksichtigen muß, daß das Schwingen am Pferd wohl die schwierigste Turnart an den Geräten ist. Eine merkwürdige Überlegenheit der Westfalen in dieser Kunst war aber von vornherein zu erkennen. Schon die drei ersten Westfalen brachten es auf 34, 38, 34 Punkte, denen die Rheinländer nur 31, 17 (und das war der schwerste Versager des ganzen Tages) und 30 Punkte entgegensehen konnten. Der beste Pferdturner war Lohs von der Dortmunder Eintracht mit 38 Punkten, dem Adam-Krefeld mit 36 und Witt-Essen mit 35 folgten.

Gesamtpunktzahl am Pferd: Westfalen 323, Rheinland dagegen nur 279 Punkte.

Dann ging's an das zweite Gerät: Barren. Diesmal hatten die Rheinländer zu Anfang mehr Glück als die Westfalen. Gleich die ersten 3 Rheinländer erzielten zusammen 102 Punkte, die 3 ersten Westfalen dagegen nur 92. Diesen Ausfall wußten die Westfalen aber wieder auszugleichen, während die Rheinländer eine Steigerung nicht mehr herbeizuführen vermochten. Das Endergebnis am Barren ergab gleiche Punktzahl für beide Kreise.

Der beste Barrenturner war Plahed, Turnverein Eintracht Dortmund, der mit seiner kunstvoll zusammengestellten schwierigen Übung 39 Punkte erzielte. Die Nächsten brachten es nur auf 35, Lodwig von der Bochumer Turngemeinde und Reinark vom Allgemeinen Turnverein Köln, welcher letzterer mit 21 Jahren das jüngste Mitglied der Rheinland-Riege war.

Endergebnis vom Barren: Westfalen 316, Rheinland ebenfalls 316 Punkte. Bis jetzt hatten im ganzen erzielt: Westfalen 639, Rheinland 595 Punkte.

Drittes Gerät: Sprung über das langgestellte Pferd. Ebenfalls ein recht schwieriges Gerät, das aber von den Rheinländern besser beherrscht wird, und zwar war das schon im Vorjahr der Fall, wo sie einen bedeutenden Vorsprung am Längspferd herausgeholt hatten. Sie bewiesen denn auch jetzt wieder ihre Überlegenheit an diesem Gerät. Die ersten 4 Rheinländer konnten zusammen 124 Punkte für sich buchen, während die ersten 4 Westfalen sich mit 90 begnügen mußten. Diesen Vorsprung wußten die Leute vom Kreise 8b bis zum Schluß fast vollständig zu bewahren. Zwei Rheinländer brachten es zu je 37 Punkten, der höchstverlehenen Zahl, und zwar Mieden-Essener Turn- und Sportverein von 1859, und Adam vom Turnverein „Gut Heil“ Krefeld. Von den Westfalen war der beste Mann Trostheim von der Dortmunder

Turngemeinde mit 35 Punkten, ebenfalls der jüngste Turner aus dieser Mannschaft (21 Jahre), der sich im Endergebnis sogar zum Drittbesten seiner Riege aufschwingen konnte.

Ergebnis des Pferd-Längsprunges: Westfalen 263, Rheinland 293 Punkte. Die Rheinländer hatten also 30 Punkte überholen können, so daß der Vorsprung der Westfalen nur noch 14 betrug, denn die Gesamtpunktzahlen betrugen jetzt: Westfalen 902, Rheinland 888 Punkte.

In der Rürfreiübung zeigte die rheinische Mannschaft gegen das Vorjahr bedeutend bessere Leistungen. Der vorjährige große Vorsprung der Westfalen wurde vollständig aufgeholt und im Endergebnis der Rürfreiübungen gleichlautende Punktzahlen erzielt. Unter 30 Punkten blieb nur 1 Rheinländer, aber auch nur 1 Westfale, ein Beweis dafür, daß beide Mannschaften Gutes boten. Die besten Leute mit je 37 Punkten waren 2 Westfalen, Schampera-Hattingen und Kargol-Bochum, die in ihren Übungen die schönsten Bilder zeigten. Der beste Mann vom Turnkreise 8b war Adam-Krefeld, der es auf 36 Punkte brachte, dichtauf folgte ihm Mieden-Essen mit 35.



Gewitterwolken

Rufn. Dr. von Langsdorff

Ergebnis der Rürfreiübung: Westfalen 320, Rheinland 320 Punkte. Stand des ganzen Wettkampfes bis hier: Westfalen 1222 Punkte, Rheinland 1208 Punkte. Der Vorsprung der Westfalen betrug also immer noch 14 Punkte. Die Ausichten der Turner vom Kreise 8b, diesen Vorsprung an dem fünften und letzten Gerät, dem Red, aufzuholen, waren gering, denn das Red war immer das Lieblingsgerät der Westfalen, an dem sie außerordentlich schwierige und wagemutige Übungen mit Schneid auszuführen wußten. Die Rheinländer sind am Red allerdings auch gut, sie hätten aber nur dann gewinnen können, wenn ein Westfale einen schweren Versager gehabt haben würde. Dieser Fall trat aber nicht ein, im Gegenteil, ein Rheinländer war es, der seine Übung nach einigen mißglückten Versuchen abbrach. Damit war die Entscheidung für den endgültigen Ausgang des großen Kampfes gefallen.

Die Höchstpunktzahl erzielte Witt-Essen mit 39. Die 3 Nächsten waren aber sämtlich Westfalen, und zwar Altmeister Hans Felling, Turnverein Eintracht Dortmund, der trotz seines beschädigten Armes eine glänzende Übung zeigte, und Plahed vom gleichen Verein mit je 38 Punkten, sowie Kargol von der Bochumer Turngemeinde mit 36 Punkten.

Ergebnis des Turnens am Red: Westfalen 340, Rheinland 320 Punkte. Der Wettkampf hatte damit endgültig folgenden Ausgang genommen: Westfalen 1562, Rheinland 1528 Punkte. Die Einzelsieger in den 5 Übungen haben folgende Reihenfolge:

1. Willi Adam, Turnverein „Gut Heil“, Krefeld, 177 Punkte.
2. Gustav Witt, Turn- und Sportverein Essen-Rüttenscheid, 176 Punkte.
3. Willi Plahed, Turnverein Eintracht, Dortmund, 174 Punkte.
4. Hans Lodwig, Turngemeinde Bochum, 165 Punkte.
5. Fritz Trostheim, Turngemeinde Dortmund, 164 Punkte.
6. Alfred Kargol, Turngemeinde Bochum, 161 Punkte.
7. Willi Bartheld, Turnverein 1881, Essen-Altendorf, 160 Punkte.
8. Richard Reinark, Allgemeiner Turnverein, Köln, 159 Punkte.
9. Hans Schampera, Turnverein Hattingen, 158 Punkte.
10. Hans Mieden, Essener Turn- und Sportverein 59, Essen, 156 Punkte.

11. Hans Felsing, Turnverein Eintracht, Dortmund, 154 Punkte.
11. Hans Losch, Turnverein Eintracht, Dortmund, 154 Punkte.
12. Kurt Schid, Turn- und Sportverein von 1883, Kirchen, 153 Punkte.
13. Willi Limperg, Allgemeiner Turnverein Elberfeld, 152 Punkte.
14. Ernst Fullert, Turngemeinde Bielefeld, 146 Punkte.
15. Eugen Gerstung, Rheydter Turnverein von 1847, 144 Punkte.
16. Heinz Esser, Turnverein Gut Heil, Krefeld, 140 Punkte.
17. Fritz Koch, Turn- und Sportverein Velbert, 135 Punkte.
18. August Braun, Turnverein Eintracht, Dortmund, 133 Punkte.
19. Oswald Madfack, Essener Turn- und Sportverein von 1859, 129 Punkte.

Das vierstündige gewaltige Ringen, das mehrere tausend Zuschauer in seinen Bann gezogen hatte, war damit zu Ende gegangen. Kreisoberturnwart Gerste hielt eine kurze Schlussrede, in der er die Leistungen der beiden Mannschaften würdigte, und überreichte dann den einzelnen Turnern der westfälischen Mannschaft das Siegeszeichen der Deutschen Turnerschaft, den schlichten Eichenkranz.

In feierlicher Weise ertönte, von allen Anwesenden stehend unter Orgelbegleitung gesungen, das Altniederländische Dantgebet mit seinem erhebenden Schluß: O Herr, mach uns frei!

**Kreistag des rheinischen Turnkreises in Aachen am 13. Dezember.** Das Turner-Parlament des Turnkreises 8 b der Deutschen Turnerschaft, die Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf und Aachen sowie die angrenzenden westfälischen Bezirke, darunter auch Selsentkirchen, umfassend, tritt alle zwei Jahre zusammen. Es besteht aus den Mitgliedern des Kreisausschusses, den Gauvertretern, den Gau-Oberturnwarten und den Vertretern der einzelnen Vereine. Diesmal galt es, besonders wichtige Beschlüsse zu fassen bzw. Wahlen zu tätigen. War doch für den vieljährigen 1. Kreisvertreter, Direktor Dr. Neuendorff, der als Direktor der Preussischen Hochschule für Leibesübungen nach Spandau übersiedelte, Ersatz zu stellen und außerdem auch ein 2. Kreisvertreter zu wählen, da der bisherige Inhaber dieses Postens, Stadturnrat Grüber-Remscheid, zurücktreten wollte. Neue Kreisfakungen sollten ebenfalls den Gegenstand der Beratung bilden, nicht zuletzt aber auch die deutschen Kampfspiele 1926 in Köln und das nächste Kreisturnfest, das die Remscheider Turner übernehmen wollen. Ferner sollen in Düsseldorf 1926 die Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft im Volksturnen ausgetragen werden, so daß für das Jahr 1926 außerordentlich große Aufgaben gerade dem rheinischen Turnkreise bedürftig.

Samstag nachmittag versammelten sich die Mitglieder des Kreisausschusses und die Gauvertreter schon zum sogenannten Kleinen Kreisturntage. Nach der Eröffnung durch den Kreisvertreter Grüber-Remscheid begrüßte der Ehrenvorsitzende der Aachener Turnerschaft, Direktor Klein, die Versammlung. Die Beratungsgegenstände des Sonntags wurden einer eingehenden Besprechung und Prüfung unterworfen. Etwa sechs Stunden gingen damit hin. Abends 8 Uhr bot der Verband Aachener Turnvereine seinen Gästen im „Gesellschaftshaus“ eine würdige Begrüßungsfeier. Unter der Leitung des Vorsitzenden der Aachener Turnerschaft, Bezirksvertreter Königshoven, wurden neben Gesangsvorträgen der Sängerkabteilung des Allgemeinen Turnvereins vortreffliche Vorführungen am Reck, Barren, Pferd, Freübungen seitens der Aachener Turner, rhythmische Übungen der Turnerinnen und Reulenschwingen und Ausdrucksübungen neuerlicher Art gezeigt, die durch stürmischen Beifall der zahlreichen Zuschauer belohnt wurden. Während des Abends sprach Kreisvertreter Grüber herzliche Begrüßungs- und Dankesworte, und Ehrenkreisturnwart Universitätslehrer a. D. Schröder-Bonn wandte sich in humorvollen Ausführungen an die Erschienenen. Er schloß mit einem Turner-Salamander.

Der eigentliche Kreisturntag begann seine Beratungen Sonntag vormittags 10 Uhr im Neuen Kurhause, dessen großer, schöner Saal den Verhandlungen einen prächtigen Rahmen bot. Es nahmen teil 206 Turnvereine mit insgesamt 374 Stimmen sowie 19 Kreisausschussmitglieder, 13 Gauvertreter und 11 Gauoberturnwarten, zusammen 417 Stimmen. Kreisvertreter Grüber eröffnete die Verhandlungen mit einer beifällig aufgenommenen Begrüßung der Erschienenen, besonders des Regierungs-Vizepräsidenten Bischof, des Bürgermeisters Widmann, des Rektors der Technischen Hochschule, Professor Dr. Bonin des Bürgermeisters Ruhnen sowie der weiteren Vertreter der Behörden, der Jugendpflege und der Presse. Regierungs-Vizepräsident Bischof und Bürgermeister Widmann antworteten in verbindlichen Ausführungen, wünschten den Beratungen besten Verlauf und versprachen ihrerseits tatkräftigste Förderung der Bestrebungen der D. T. Gauvertreter Münchow-Aachen sprach Begrüßungsworte namens des Aachener Turngaues, das alte Turnerlied „Ein Ruf ist ertönen“ durchbraute den Saal und dann begannen die Beratungen. Der Kreisoberturnwart, Turn- und Sportdirektor Gerste-Mülheim (Ruhr), erstattete seinen Jahresbericht, der einen umfassenden Überblick über die Arbeit auf den verschiedensten Gebieten der Deutschen Turnerschaft, Spielen, Schwimmen, Fechten eingeschlossen, innerhalb des

Kreisgebietes gab. Der Redner führte aus, daß trotz der wirtschaftlichen Notlage ein bedeutender Schritt vorwärts getan sei. Nicht nur, daß auf allen Gebieten des Turnens ein Anwachsen der Beteiligungsziffern festzustellen sei, auch der Leistungsaufstieg sei erfreulich. Merksteine seien das Kreisturnen 1924 in Köln und das 40. und 41. Kaiserberg-Turnen in Duisburg gewesen.

Gauvertreter Urselmann-Horst (Emscher) berichtete über die entstandenen und noch aufzubringenden Kosten für das in Remscheid errichtete Kreishaus, das eine Turnhalle enthalten und zu Lehr- und Fortbildungszwecken sowie als Versammlungs- und Erholungsheim dienen soll. Von den Gesamtkosten von rund 70 000 Mk. sind 49 000 Mk. bezahlt. Die fehlenden 21 000 Mk., die aus den noch zu erwartenden Einnahmen gedeckt werden können, werden vom Kreistage widerspruchslos bewilligt.

Die Abänderungsvorschläge des Kreisausschusses und der Gauvertreter zum Satzungsentwurf des Kreises finden mit einer geringen Ausnahme Zustimmung.

Kreisjugendwart Grabow-Aachen sprach in fesselnden Worten über den Heimatgedanken, der seitens der D. T. wo nur irgend möglich zu fördern sei. Er teilt mit, daß dem rheinischen Turnkreise die Burg ruine Blankenheim in der Eifel geschenkt worden ist. Man beabsichtige, darin ein Jugendheim einzurichten. Ferner sei in Uhrweiler die Möglichkeit gegeben, durch geschenkte Erlangung einer Wald- und Geländefläche eine Turner-Erholungsstätte zu schaffen. Die Mittel zu den erforderlichen baulichen Arbeiten sollen durch freiwillige Beiträge der Turner, durch eine Lotterie und durch Zuwendungen anderer Art beschafft werden. Die dahingehenden Anträge Grabows wurden ohne Aussprache einstimmig angenommen und ein Ausschuss mit den erforderlichen Vorarbeiten beauftragt.

Das wöchentlich erscheinende Kreisblatt hat bisher einen Überschuss nicht gebracht, es soll aber weiter ausgebaut werden, sowohl hinsichtlich des Inhalts als auch des Bildschmucks. Es wird ein Ausschuss gewählt, der sich die Erweiterung und Verbesserung des Kreisblattinhaltes zur Aufgabe machen soll.

Das für das Jahr 1926 in Remscheid geplante Kreisturnfest wurde mit Rücksicht auf die im Jahre 1926 in Köln stattfindenden deutschen Kampfspiele und die ebenfalls 1926 in Düsseldorf erfolgende Austragung der Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft im Volksturnen auf das Jahr 1927 verschoben.

Nach Ernennung des Kreisvertreters Grüber zum Ehren-Kreisvertreter wählte man zum 1. Kreisvertreter Stadturnrat Max Preuß-Essen (früher Kreisoberturnwart des Turnkreises 3b, Berlin und Mark Brandenburg), 2. Kreisvertreter Regierungsrat Dr. Beder-Düsseldorf, die sich beide in herzlichen Worten zur Annahme der Wahl bereit erklärten.

Ferner wurden die sämtlichen bisherigen Mitglieder des Kreisausschusses einstimmig wiedergewählt. Zu Abgeordneten für den nächsten deutschen Turntag in Bremen sollen vom Kreisausschuss 2 und von den Gauen 12 Turner benannt werden. Als Vertreterin des Kreisfrauenturnens wurde Fräulein Oberturnlehrerin Horstmann-Düsseldorf und als deren Vertreterin Fräulein Turnlehrerin Knolle-Mülheim (Ruhr) gewählt.

Der neue 1. Kreisvertreter Preuß schloß die Verhandlungen 4½ Uhr nachmittags nach 6½ Stunden Dauer.

**Die Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft 1926 in Düsseldorf.** Der Ausschuss der D. T. für die volkstümlichen Übungen hat sich am 28. Dezember in Heidelberg für Düsseldorf als Ort der Meisterschaften in den volkstümlichen Übungen und im Schwimmen entschieden. Die Düsseldorfener Kampfbahn ist neu, glänzend und praktisch eingerichtet und die Turnvereine Düsseldorfs und seiner Umgebung bieten die Gewähr zweckentsprechender Vorbereitung. Als Übungen wurden gewählt: 100 m, 200 m, 400 m, 800 m, 1500 m, 10 000 m, 110-m-Hürdenlauf, Marathonlauf, 4×100-m-Staffel, 3×1000-m-Staffel, Schwedenstaffel, Hochsprung, Weitsprung, Stabhochsprung, Dreisprung, Weithochsprung, Kugelschleudern, Steinstoßen, Speerwurf (alle drei bestarmig und beidarmig), Diskus, Schleuderball, Schlagball, Kugelschleudern, Sechskampf und Zehnkampf; für Turnerinnen: 100 m, 4×100-m-Staffel, Hochsprung, Weitsprung, Kugelschleudern 5 kg, Schlagball, Speer, Diskus, Viereck. Für die Vereinsmeisterschaften wurde die Einteilung in drei Gruppen nach der Mitgliederzahl der Vereine beschlossen. 1. Gruppe bis 500 Mitglieder je zwei Wettkämpfer; 2. Gruppe über 500 bis 1000 Mitglieder je drei Wettkämpfer und 3. Gruppe über 1000 Mitglieder je vier Wettkämpfer für eine Übungsart. Vorgesehen wurden 400 m, 110 m Hürden, 3×1000-m-Staffel, Hochsprung, Dreisprung, Kugelschleudern beidarmig, Speerwurf bestarmig. Die Meisterschaften sollen am 14. und 15. August ausgetragen werden.

**Die Deutsche Turnerschaft und der Nordamerikanische Turnerbund.** George Seibel, erster Sprecher des Amerikanischen Turnerbundes, überbrachte der Deutschen Turnerschaft persönlich die Einladung zum Amerikanischen Bundesturnfest. Vom 11. bis 16. Dezember wollte

Herr Seibel in Berlin. Der erste Vorsitzende der D. L., Dr. Berger, sagte die Entsendung einer Riege und voraussichtlich sein eigenes Erscheinen zu. Man verabredete eine Rundreise dieser Riege durch die bedeutendsten Städte des nordöstlichen Amerikas: Newyork, Philadelphia, Baltimore, Pittsburg, Cleveland, Detroit, Cincinnati, St. Louis, Milwaukee, Chicago, vielleicht auch noch Boston, St. Paul, Davenport und Buffalo. Die D. L. wird die Vorarbeiten zur Durchführung der Amerika-Reise sofort beginnen. Das Fest selbst findet vom 15. bis 20. Juni 1926 in Louisville (Kentucky) statt.

**Ein Museum für Leibesübungen.** Vor einigen Jahren tauchte bereits der Gedanke auf, ein Museum für Leibesübungen ins Leben zu rufen, um damit der körperlichen Ertüchtigung der breiten Massen die Wege ebnen zu helfen. Führende Männer haben sich in Erkenntnis der Notwendigkeit eines solchen Museums nunmehr zusammengetan und den Verein „Museum für Leibesübungen“, der seinen Sitz in Berlin hat, gegründet. Gleich anderen ähnlichen Einrichtungen, z. B. dem Germanischen Museum in Nürnberg, dem Märktischen Museum in Berlin, die auch aus der Form des privaten Vereins hervorgegangen sind, will der Verein „Museum für Leibesübungen“ die Vorarbeiten zur Errichtung eines Museums übernehmen. Das Museum, dessen Grundstock die Sammlung des Sporthistorikers Mindt bildet, wird einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Leibesübungen, die Gestaltung der Turn- und Sportgeräte, Kunst und Wissenschaft, Sport- und Turnpresse, sowie Literatur, Bau von Übungsstätten und vielen weiteren Teilgebieten der Leibesübungen gewähren. Turnen, Sport, Spiel und Wandern sind heute Volksache; das Museum für Leibesübungen soll daher im wahren Sinne des Wortes ein Volksmuseum werden. Vorsitzender des gegründeten Vereins wurde der Vorkämpfer für Sport und Turnen, Regierungsrat Dr. Mallwiz. Zweiter Vorsitzender ist der ehemalige Direktor der Preussischen Hochschule für Leibesübungen, Ministerialrat Prof. Dr. Ottendorff. Erster Schatzmeister wurde als Vertreter der Fachindustrie und des Handels der Verleger und Schriftleiter N. B. Bloch, sein Stellvertreter der Direktor des Berliner Jugendamtes, Dr. Häußler; als Beisitzer wurden Prof. Heinrich, der Vorsitzende des Hauptausschusses für Leibesübungen und Jugendpflege, sowie Oberregierungsrat Dr. Richter (Ministerium für Volkswohlfahrt) und Oberregierungsrat Dr. Hoffmann vom Oberpräsidium der Mark Brandenburg gewählt. In den Herren Reichenberg und Jordan traten erfreulicherweise die Spitzen der Fachindustrie und des Handels als Mitbegründer auf. Führende Männer deutscher Spitzenverbände werden einem Sachverständigen-Rat angehören. Der Sporthistoriker Erich Mindt ist Geschäftsführer des Vereins. Mit der Gründung setzte sofort die Mitgliederwerbung ein, und es ist zu begrüßen, daß der Verein täglich an Freunden gewinnt. Die vorläufige Anschrift des Vereins lautet: Museum für Leibesübungen, Geschäftsstelle: Berlin N. 65, Müllerstraße 38 a.

Der Preussische Landesbeirat für Jugendpflege, Jugendbewegung und Leibesübungen tagte auf Einladung des Preuss. Wohlfahrtsministers am 9. Dezember 1925. Die Tagung brachte einen wertvollen Vortrag des Oberstudiendirektors Schlemmer (Frankfurt a. d. O.) über „Die geistigen und sittlichen Strömungen innerhalb der heutigen Jugend in ihrer Bedeutung für Jugendpflege und Jugendbewegung“, zwei Vorträge von Dr. Winter-Düsseldorf und Tappert-Liegnitz über „Der positive Kampf gegen Schmutz und Schund“, an die sich eine längere Aussprache schloß, und zwei Vorträge von Friederike Wietling-Berlin und Maria Labryga-Gleiwitz, O.-Schl., über „Die sittliche Gefährdung der weiblichen Jugend und ihre Bekämpfung“. Turn- und Sportvereine können wirksam an dem Kampfe gegen Schund und Schmutz teilnehmen. Ein gutes Mittel ist, bei allen Veranstaltungen einen Büchertisch auszustellen, auf dem zur Ansicht und zum Verkauf nicht nur wertvolle Turn- und Sportbücher ausliegen, sondern auch gute Unterhaltungsbücher. Ein anderes gutes Mittel ist, bei Schüler- und auch Jugendwettturnen nicht Urkunden und Kränze, sondern gute Bücher und gute Bilder zu verteilen.

**Reichsgesundheitswoche 1926.** Mit der Durchführung der im Mai 1926 vor sich gehenden Reichsgesundheitswoche ist der Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung betraut worden. Er wird in seiner Arbeit von den Landes- und Stadtausschüssen für hygienische Volksbelehrung unterstützt. Auch auf den Wert der Leibesübungen für die Volksgesundheit soll in dieser Woche hingewiesen werden. Den örtlichen Turn- und Sportverbänden bleibt es überlassen, sich zwecks Zusammenarbeit mit den Landesauschüssen bzw. Stadtausschüssen für hygienische Volksbelehrung in Verbindung zu setzen. Vom Reichs-

ausschuß für hygienische Volksbelehrung wird ein Werbeheft für die Reichsgesundheitswoche herausgegeben, das, 32 Seiten stark, mit vielen Bildern in Vierfarbendruck und künstlerischen Zeichnungen alles Wesentliche der notwendigen Hygiene enthält.

**Wandervogel: Jugendsehnen.** Jugend sehnt sich nach Freiheit und Freude. Das ist ihr gutes Recht. Frohe Jugendzeit ist Kraftquelle für das spätere schwere Lebensringen. Jugendfreude ist notwendige Ergänzung zu dem bitter-schweren Kämpfen der Erwachsenen. Aber nur die Freude, die jugendliche Kraft steigert. Das sei der Prüfstein aller echten Freude, ob sie Kraft erhöht, oder Kräfte hemmt oder gar zerstört.

Wir wandern in der Natur, sie löst Kräfte aus, wir leben (schlicht, so sparen wir Kraft. Wir singen und spielen und stählen den Körper in Sonne und Licht und spüren so die edle Harmonie zwischen Körper und Geist.

Daß wir Alkohol und Nikotin meiden, ist selbstverständlich, denn sie zerstören reines Lebensgefühl, schädigen gesunde Keime des Körpers und der Seele, hemmen edle Gemeinschaftsversuche und sind Todfeinde vaterländischer Wirtschaftsführung.

Wir sind aber keine Verneiner, Jugendideale müssen bejahend sein. Wir wollen sein frohlebendige Zeugen wahrhaftiger Lebensgestaltung. Vaterlandsliebe ist uns kein Lippenbekenntnis, sondern Tatwille; soziale Gesinnung ist uns kein Programmpunkt, sondern Lebensbedürfnis; Volkstümmlichkeit ist uns keine Verstandesforderung, sondern Ausfluß des Wesens.

Nur Menschen solcher, meist unbewußter Einstellung sind berufen, Volksgemeinschaft wachsen zu lassen, und daß sich diese Menschen gegenseitig in ihrem Wesen und Willen steigern können, ist notwendig. Die deutschen Jugendherbergen und Jugendburgen geben beste Gelegenheit, sich kennen zu lernen; mögen sie Kraftquellen werden neuen frischen Lebens, das zur deutschen Volksgemeinschaft führt!

**Wandervogel: Was haben wir von der Natur?** Jedes Jahr, wenn der Frühling kommt, wacht in den Menschen die große Sehnsucht nach der Natur wieder auf. Wie die Winterstarre von der auslebenden Erde, löst sich der Bann unseres naturfernen Treibens von der Seele. Und wie sich draußen alles mit jungem Grün und frischen Blumen überzieht, so sprechen in uns neue Empfindungen auf, und seltsame Stimmungen werden lebendig, die ihresgleichen nur in dem wundervollen Sauber der erwachenden Natur finden. Es wird uns wohl und wehe zumute. Nahrung und Ergriffenheit wechseln mit Spannung und Überschwang. Ein Leuchten, Quellen, Singen und Duffen geht durch unser Inneres. Ein neues Werden will in uns anbrechen. Es ist wie eine Verjüngung, die über uns kommt. Und all dieses Wesen und Wogen in uns treibt uns in die Natur hinaus, als ob wir bei ihr Verständnis fänden für das Unsagbare, das sich in uns regt. Und so ist es auch. Hier finden wir uns wieder. Sie versteht uns ohne Wort und deutet uns unser Frühlingserlebnis ohne Worte.

Was wir aber draußen erleben: die sonnige Welt, die balsamische Luft, die weißen Frühlingswolken auf dem blauen Himmelsgrunde, der blumige Teppich der Wiesen, der mairgrüne Wald, der Blütenflut der Fruchtobäume, der plätschernde Bach, der jubelnde Gesang der Vögel. Alles das befriedigt nicht unsere Sehnsucht, so sehr es uns erquickt, sondern steigert sie nur. Je mehr wir fühlen: hier bist du Mensch, hier darfst du's sein, um so leidenschaftlicher überkommt uns das Verlangen, könntest du's doch werden. Wohin wir blicken, überall hören wir die Stimme der Natur: das ist deine Welt, in die du gehörst. Kehre heim aus der düsteren Gefangenschaft, aus dem wilden Fieberwahn der Kultur, die dich krank gemacht hat! Sei endlich einmal du selbst und werde, was du bist!

Die Menschen bringen ihre Sehnsucht nur gesteigert von ihren Ausflügen mit heim. Sie werden unruhig hinter ihren Mauern und haften jeden freien Augenblick hinaus in die Luft, in die Sonne, in die Wälder, Felder, Wiesen und Gewässer, bis sie es nicht mehr aushalten, sondern, wenn es irgendwie geht, die Last ihres ganzen Daseins abschütteln, um wenigstens einmal eine kurze Zeit im Jahre Mensch zu sein in der herrlichen Natur. Sie und da in ihrer reinen Luft tief aufzuatmen, genügt ihnen nicht. Sie möchten einmal aus der Fremde zur erquickenden Raft in der Heimat ihres Lebens eintreten.

Wie eine Blutwallung geht dieser Drang jedes Frühjahr durch die Menschen. Bei den meisten bleibt es ein dunkler Instinkt, dem sie sich halb schwermütig, halb wollüstig hingeben, dem sie blindlings wie dem Selbsterhaltungstrieb folgen. Aber dem Menschen in uns helfen nur die Instinkte, die er mit Bewußtsein erfasst und in Kräfte persönlichen Lebens umseht. Wir müssen uns aus den verborgenen Gluten Klarheit leuchten lassen und aus dem Rohstoff der Empfindungen Lebensgebilde schaffen. Darum wollen wir uns besinnen, was wir von der Natur haben, und welche Lebenswerte wir aus ihr schöpfen können.

# Rätsellecke

## Vom königlichen Spiel

Eine Plauderei von Heinz Vollmer

Wenn Goethe einmal den Ausspruch tat: „Ein tiefer Sinn steckt oft im kind'schen Spiel“, so gehen wir nicht zu weit, wenn wir dem Spiele überhaupt eine symbolische Bedeutung zumessen und in ihm den angeborenen Betätigungsdrang des Menschen sehen, während alle Arbeit mehr oder weniger auf Zwang beruht. Das Spiel als älteste Betätigungsform menschlichen Geistes hat sich in einem jahrhundertelangen Prozeß, der Notwendigkeit gehorchend, in Arbeit umgewandelt; so kommt es, daß gegenwärtig uns nur noch einige Resterscheinungen wahres Spiel bedeuten: die natürlichen, aus dem Unbewußten entspringenen Spiele der Kinder, alle körperlichen Betätigungen — soweit sie nicht zum Broterwerb dienen —, die unter dem Namen Sport zusammengefaßt werden, und schließlich alle geistigen Betätigungen, die noch heute unmittelbar unter die Rubrik „Spiele“ fallen. Abgesehen von Gesellschafts-, Karten- und Würfelspielen, abgesehen auch von Rätseln und literarischen Scherzen stellen die Brettspiele die überzeugendste Spielgattung dar: zugleich wirkliche und scheinbare Kämpfe zweier Menschen auf einer abgetrennten Grundlage, eben dem Brett und seinen Spielregeln. Scheidet man die Brettspiele ihrer Qualität nach wieder ab, so bleibt das älteste von ihnen als vollendetstes übrig: das Schachspiel und zugleich das königliche Spiel.

Es würde zu weit führen, das Schachspiel in seiner Entwicklung von seinen ersten Anfängen bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen, besonders da vorliegende Arbeit auch für dem Spiele Fernerstehende gedacht ist. Aber auch diesen dürfte bekannt sein, daß die Heimat des Spieles vermutlich Asien ist. Aus alten Aufzeichnungen nehmen wir an, daß die Inder die eigentlichen Erfinder sind, und wir besitzen eine hübsche Fabel von der Geburt des Spieles.

Danach soll im Anfang des fünften Jahrhunderts ein junger, mächtiger König in Indien geherrscht haben, der in den gewöhnlichen Fehler orientalischer Herrscher fiel, von sich selbst zu groß und von seinen Untergebenen zu gering zu denken. Alle Versuche seiner näheren Umgebung, ihn zu belehren, schlugen fehl; schließlich kam ein Brahmane namens Nassir, Dabars Sohn, auf den eigenartigen Gedanken, durch ein Gleichnis dem Könige seine falsche Herrscherauffassung zu zeigen. Er erfand das Schachspiel oder Königsspiel, dessen tieferer Sinn darin liegt, daß der König schwach und ohnmächtig ist, sobald das Heer seiner Untergebenen ihn nicht mehr schützt, nicht mehr für ihn streitet oder erschlagen wird. Der indische König war schlau genug, um den Sinn und Zweck des neu aufgetakelten Spieles zu begreifen und änderte tatsächlich seine Gemütsart. Um dem geistreichen Erfinder jedoch seine Dankbarkeit zu bezeugen, bot er ihm sein halbes Reich als Geschenk an. Wie verdutzt war er aber, als der Brahmane einfach und im Ernst folgende Gabe von ihm erbat: Er solle seinen Haushofmeister kommen lassen und ihm befehlen, auf das erste der 64 Felder, welche das Schachspiel habe, ein Weizenkorn zu legen, auf das zweite zwei, auf das dritte vier und immer auf jedes folgende doppelt soviel als auf dem Vorhergehenden legen. Es erwies sich, daß im ganzen Reich nicht soviel Korn war, um den Wunsch des klugen Brahmanen zu erfüllen. So berichtet der arabische Schriftsteller Asaphad.

Man sieht, bereits im frühen Altertum wird das Gesetz der geometrischen Reihe auf eine kaum zu übertreffende Art und Weise bewiesen. Die engen Zusammenhänge zwischen Spiel und Wissenschaft werden hier besonders klar und wir verstehen es, wenn im allgemeinen große Schachspieler zugleich bedeutende Mathematiker waren. Zahllose Beispiele aus der Physik zeigen deutlich, wie aus einem Spiel urplötzlich durch einen genialen Geist eine ernste Wissenschaft wurde. Denn alles Spiel ist älter als Wissenschaft und Praxis. Und gerade das älteste unter ihnen, das Schachspiel, ist immer wieder ein Versuchstein für den menschlichen Geist gewesen, die Grenzen des Allhergebrachten zu sprengen und in immer neuen Varianten neue Wege zu weisen. Kein Spiel fußt mehr auf wissenschaftlichen Grundlagen, hat eine umfangreichere Theorie und wird zugleich so mit neuen Ideen umkreist als das Schachspiel. Erst im vergangenen November wurde die halbe Welt während drei Wochen in Spannung gehalten, als in Moskau 21 der ersten Großenmeister des Schachs sich um die Turniertrophäe bewarben. Und wenn es auch bei den meisten Menschen nicht zum Großenmeister langt, so gilt auch für diese das Wort, das der Weltmeister Dr. Lasker einmal vom Schach prägte: „Das Schachspiel hat uns den Kampf ums Dasein erleichtert.“

In diesem Sinne fassen wir die Einrichtung der Schachdecke im „Wort“ auf: auch in den Mußestunden spielend mit der Wissenschaft verbunden sein, als Prüfstein menschlichen Geistes und als ein vorzügliches Mittel, das logische Denken zu fördern und den Geist zu schärfen. Dazu

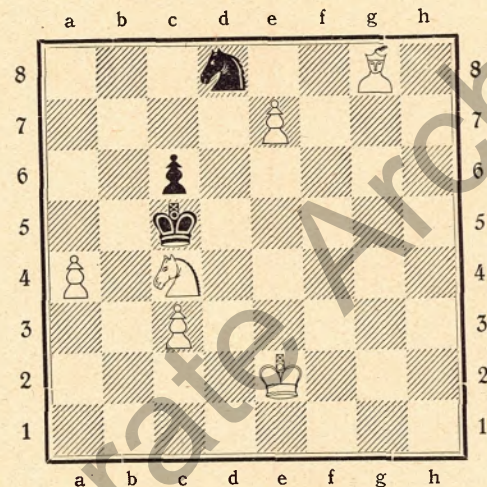
Glück-Auf!

## Schachdecke des „Wort“

Bearbeitet von Heinz Vollmer

### Aufgabe Nr. 6

Von B. Huchthausen †, Lünen



Stellung der Steine:

Weiß: Ke2; Sc4; Lg8; B (3) a4, c3, e7; (6)

Schwarz: Kc5; Sd8; Bc6; (3)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

### Aufgabe Nr. 7

Original von H. Kothé

Stellung der Steine

Weiß: Kd5; De8; Lc7; Ba5 (4)

Schwarz: Kb7; Da8; B (2) a7, a6; (4).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Mit dem Dreizüger bringen wir ein sehr schwieriges Ideenproblem, dessen Lösung nicht weniger Mühe machen wird als unser Dreizüger Nr. 2. Auch hier sei wiederum auf die richtige Figurenverstellung hingewiesen.

Unsere zweizügige Originalaufgabe ist bei aller Einfachheit eine originelle Leistung des Komponisten.

### Lösung von Aufgabe Nr. 3

- |                   |                |
|-------------------|----------------|
| a. 1. L h 3 — g 4 | 1. K d 5 — c 4 |
| 2. L g 4 — e 6 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. B c 5 — c 4 |
| 2. T h 4 — h 5 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. S b 7 — d 6 |
| 2. S c 8 — b 6 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. S d 8 — e 6 |
| 2. L g 4 — f 3 ♯  |                |
| b. 1. T h 4 — g 4 | 1. K d 5 — e 6 |
| 2. T g 4 — g 5 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. B c 5 — c 4 |
| 2. T g 4 — g 5 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. S b 7 — d 6 |
| 2. S e 8 — c 7 ♯  |                |
| 1. ....           | 1. S d 8 — e 6 |
| 2. L h 3 — g 2 ♯  |                |

Richtige Lösungen sandten ein:

E. Reitis, Bochum. — Fritz Rüter, Eppendorf b. Weimar. — Fritz Humpert, Herdringen b. Hülten. — Otto Westphal, Abbenbüren i. W. — R. W. Schmauß, München, Schachklub Siemens. — Hans Puke, Preßburg, Tschecho-Slowakei. — Fritz Eibisch, Zwickau i. Sa. — O. und A. Seegpiel, Hermann Bley, Karl Lehmann, sämtlich in Schöningen.

Die Lösungen von Aufgabe 4 und 5 bringen wir mit den Namen der Löser im Märzheft.

## Rösselsprung

|       |       |      |      |      |       |         |      |
|-------|-------|------|------|------|-------|---------|------|
| wun   | ge    | das  | bert | ver  | dann  | hen     | den  |
| gend  | dann  | be   | spot | hun  | nach  | auf     | be   |
| liebt | bert  | chrt | Jahr | erst | tet   | mu      | er   |
| ver   | ra    | tet  |      |      | recht | feh     | tes  |
| al    |       |      |      |      |       |         | hat  |
| le    | fürch | ber  |      |      | bet   | stetß   | ge   |
| ei    | fo    | fau  | und  | dann | ge    | schmäht | den  |
| ge    | li    | er   | flan |      | haßt  | len     | viel |
| steht | ne    | dann | ge   |      | den   | fest    | in   |

## Silbenrätsel

Aus den Silben:

a - a - ben - da - de - dis - e - e - e - ed - er - eu - fiths - fö - ga - gel - grif - hu - is - jet - jub - krit - la - la - lent - li - lo - me - mi - mid - mis - mis - na - nä - ni - nih - pen - ra - ra - ram - ros - row - sa - san - sah - se - se - sie - sö - su - ta - tät - tem - te - te - the - them - tie - tri - to - tos - u - us - ver - zo

sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Wilhelm Busch ergeben.

1. Englischer Historiker; 2. Russischer Staatsmann; 3. Bezeichnung für Gegenstand; 4. Bekannter Filmregisseur; 5. Bildungsanstalt; 6. Fluß in England; 7. Gestein; 8. Russischer Großfürst; 9. Türkischer Hafen; 10. Weiblicher Vorname; 11. Königin von Assyrien; 12. Ägyptischer König; 13. Fjord in Norwegen; 14. Griechisches Eiland; 15. Frauenname; 16. Stadt in Pommern; 17. Französischer Romanschriftsteller; 18. Stadt in Spanien; 19. Indianisches Sinnbild; 20. Nordische Sagen; 21. Deutscher Meisterläufer; 22. Gefäß; 23. Dänische Insel; 24. Gott der Liebe; 25. Badeort auf Rügen; 26. Veranlagung.

## Silbenrätsel

Von Julius Harras, Wattenscheid

Aus den Silben: a - a - a - a - ar - at - be - be - bo - ci - ci - che - chen - chri - da - dam - de - dern - di - dom - e - e - ei - el - en - en - fehl - fol - ges - gleich - graf - gung - ho - i - i - il - tir - tra - la - land - les - li - li - ma - man - mann - mant - mer - mi - mit - mo - mud - na - ne - ne - ne - ne - nenz - ner - nett - neu - neun - nold - pe - ra - rae - rah - raz - re - ri - ru - sa - se - ser - so - so - so - sten - ster - süd - ta - ta - tal - tes - trap - u - var - ver - ver - vi - wa - zim sind 33 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch aus Schillers „Wilhelm Tell“ ergeben. Ein „ch“ am Anfang eines Wortes = 1 Buchstabe. Die Wörter bedeuten: 1. Männlicher Vorname. 2. Spanische Provinz. 3. Griechischer Gelehrter. 4. Einigungs-Vertrag. 5. Weiblicher Vorname. 6. Militär-Parole. 7. Einsiedler. 8. Verfallenes Bauwerk. 9. Alter fürstlicher Titel. 10. Blume. 11. Provinz in Australien. 12. Edelstein. 13. Stammvater. 14. Wintertextort in Italien. 15. Kleines Gedicht. 16. Jüdisches Gesetzbuch. 17. Baum. 18. Ranton in der Schweiz. 19. Alte Todesstrafe. 20. Deutscher Fluß. 21. Alte Stadt in Palästina. 22. Gegenwirkung des Heidentums gegen Christen. 23. Säugetier. 24. Europäischer Staat. 25. Katholischer Ehrentitel. 26. Salzfiedewerk. 27. Handwerker. 28. Israelitische Prophetin. 29. Fluß im Harz. 30. Mönchsorden. 31. Römischer Dichter. 32. Trügerische Nachbildung. 33. Industriestaat im Regierungsbezirk Erier.

## Diamanträtsel

|   |   |   |   |   |     |   |
|---|---|---|---|---|-----|---|
|   |   |   | i |   |     |   |
|   |   |   | t | t | sch |   |
|   |   | a | r | i | e   | s |
| t | i | e | n | b | a   | r |
|   | s | n | o | a | t   |   |
|   |   | a | i | r |     |   |
|   |   |   | t |   |     |   |

Fluß in der Schweiz

Frucht

Schokoladenfirma

Männliche Person

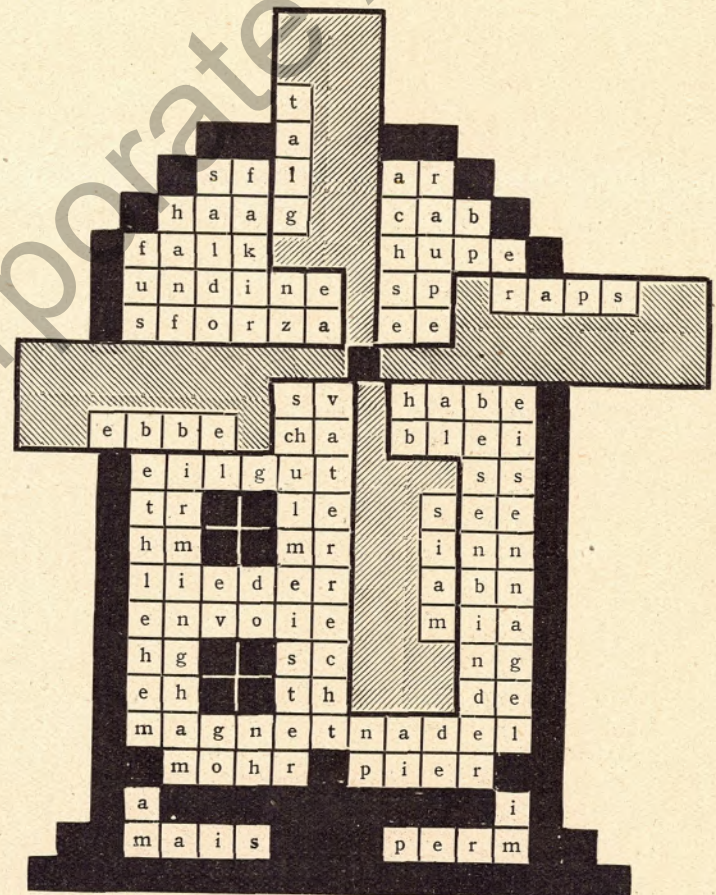
Fluß

Die mittelfte senkrechte und wagerechte Reihe ergeben dasselbe.

## Auflösung der Rätsel in Heft 10

## Kreuzworträtsel

Von G. Flechsig, Dortmund.



## Senkrechte Reihen:

1. Hanf. 2. Galdo. 3. Fakir. 4. Salg. 5. Achse. 6. Raupe. 10. er. 15. Bethlehem. 16. Birmingham. 17. Schulmeister. 18. Vaterrecht. 20. Besenbinder. 21. Eisennagel. 24. Siam. 30. Ai. 33. am. 34. im.

## Wagerechte Reihen:

1. Haag. 2. Cab. 8. Falk. 9. Hupe. 11. Undine. 12. Raps. 13. Sforza. 14. Ebbe. 19. Habe. 22. Blei. 23. Silgut. 24. See. 25. Inn. 26. Lieder. 27. Envoie. 28. Mia. 29. Magnetenadel. 31. Mohr. 32. Pier. 35. Mais. 36. Perm.

Richtige Lösung sandten ein:  
Hermann Bollade, Dortmund.

## Büchermarkt

**Berechnung der Gleich- und Wechselstromneke.** Von Karl Muttersbach. Mit 88 Abb. München und Berlin 1925. Verlag von R. Oldenbourg. Geh. 6,50 Mk.

Das Buch, worin die Vorträge des Verfassers über „Berechnung elektrischer Leitungsneke“ veröffentlicht sind, enthält in fähhlicher Form alles für die Leitungsdimensionierung Erforderliche. Es ist auf Erfahrungen in praktischer Tätigkeit aufgebaut.

**Die Drehbank.** Von A. Hegele. Dieck & Co., Verlag, Stuttgart, 1925. Preis 6,50 Mk.

„Die Drehbank“, ihr Aufbau und ihre Handhabung nebst zahlreichen Gleichungstabellen. Dieses bewährte Hilfsbuch für Werkstatt und Fachschule erscheint jetzt nach kürzester Zeit in siebenter Auflage, ein Beweis für die große Wertschätzung, deren es sich bei Eisendreher, Mechanikern, Maschinenschlossern, Werkmeistern und Betriebsleitern und allen, die es werden wollen, erfreut. Die vorliegende neue Ausgabe hat an der anerkannt vorzüglichen Einteilung des Buches nichts geändert, dagegen wurden verschiedene Abschnitte neu bearbeitet und dabei namentlich Neuerscheinungen, wie Sonderdrehbänke, Werkzeuge und Meßgeräte, sowie die Fortschritte der Normung der Maschinenteile berücksichtigt.

**Wer gibt?** Von Hanns Günther und E. Culatti. Verzeichnis aller Funkstationen der Welt, ihrer Rufzeichen, Reichweite, Wellenlänge und Sendesysteme. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis in Halblw. geb. 15 Mk. 1925.

Um den drahtlosen Verkehr zu erleichtern und nicht immer gezwungen zu sein, die Namen der Funkstellen beim Anruf und beim Geben der Telegramme voll auszusprechen, hat man durch internationale Vereinbarung jeder Funkstelle ein aus bestimmten Buchstaben bestehendes „Rufzeichen“ zugeteilt. Dieses und ihr eigenes Rufzeichen schicken die Funkstellen in den Äther hinaus, wenn sie mit einer Station sprechen wollen, und mit ihrem Rufzeichen meldet sich die angerufene Station, um zu zeigen, daß sie empfangsbereit ist. Wer die verschiedenen Rufzeichen kennt, kann feststellen, welche Stationen er gerade rufen oder arbeiten hört. Das ist nicht nur für Aufnahme vieler allgemeiner Nachrichten von Wert, sondern auch für die Ermittlung von Empfangsreichweiten und dergleichen. Das Buch stellt das gesamte Material, das beim Rundfunk in Betracht kommt, wie es für die Zwecke der Radioamateure am richtigsten ist, einheitlich zusammen und es bietet tatsächlich alles, was man wissen muß.

**Leistungs- und Material-Kontrolle nach dem Ganth-Verfahren.** Ganth-Karten als Hilfsmittel zur Erzielung rationeller Arbeitsverfahren von Wallace Clark, Newyork, übersetzt von J. M. Witte in Berlin. 3,50 Mk. München und Berlin, R. Oldenbourg.

**Funkbüchlein 1926.** Ein Jahrbuch der Radiotechnik. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis geh. 1,50 Mk.

Der schnelle Rundfunk. Während man vor drei Jahren noch unglaublich den Kopf schüttelte bei dem Gedanken, Sprache und Musik drahtlos über Länder und Meere zu verbreiten, ist uns heute dieser Vorgang zur Selbstverständlichkeit geworden. Das gestern noch für unmöglich Gehaltene wird im Zeitalter der rasch fortschreitenden Technik Wirklichkeit. Noch nie hat eine Technik so rasch Eingang bei alt und jung gefunden wie der Rundfunk. Allen ernsthaften Amateuren und Funkfreunden, die sich über die Funktechnik auf dem laufenden halten und über das Hören und Basteln hinaus zum Verständnis der Probleme kommen wollen, sei das Büchlein warm empfohlen.

**Kolloidchemie.** Hans Wolfgang Behm. Allgemeinverständliche Einführung in das Reich der feinverteilten Stoffe mit 37 Abb. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franch'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der Verfasser führt uns in das erhabene Gebiet neuzeitlicher Naturforschung ein, aber alles Wesentliche ist in notwendige Kürze gedrängt.

**Hanomag.**

In dem soeben erschienenen Heft 146 der Hanomag-Nachrichten, Hannover-Linden, sind die für den Osten gelieferten Lokomotiven der

Hanomag abgebildet und zeigen die Leistungsfähigkeit der deutschen Lokomotivindustrie. Der Aufsatz: „Art, Gattung, Type, Klasse“ ist sehr lehrreich, obwohl wir der Verteidigung der immer stärker werdenden Fremdwörterei mit sehr gemischten Gefühlen gegenüberstehen.

**Der Satrap. Blätter für Freunde der Lichtbildkunst.**

Auch das vorliegende Heft 12 ist wiederum eine erfreuliche Erscheinung. Das Buch gibt einen wertvollen Einblick in die Betriebswirtschaft in Amerika.

**Amerikanische Büro-Organisation.** Von J. M. Witte, Berlin. Mit 13 Abb. 2,50 Mk. München und Berlin, R. Oldenbourg 1925.

Man kann es ruhig zugeben, daß wir nach wie vor von dem auf das rein Praktische gerichteten Sinn der Amerikaner immer noch etwas lernen können.

**Rationalisierung der Selbstkostenermittlung in Fabrikbetrieben.** Von Dr.-Ing. Richard Hamburger. 3 Mk. München und Berlin, R. Oldenbourg.

Das soeben Gesagte gilt auch für dieses Werk.

**Ford-Betriebe und Ford-Methoden.** Von Paul Rieppel. 6 Mk. München und Berlin, R. Oldenbourg 1925.

Ford gilt als der Vertreter eines Prinzips, das ganz allgemein den neuen industriellen Geist Amerikas bezeichnet, und in diesem Sinne hat der Verfasser die Schrift in zwei Teile geteilt, das äußere Bild der Ford-Betriebe sowie der sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen. Damit vergleicht er die Verhältnisse in Deutschland.

**Der eiserne Mann. Die soziale Bedeutung der automatischen Maschinen von Arthur Pound, mit einem Geleitwort von Prof. Dr.-Ing. e. h. C. Matschke, übersetzt von J. M. Witte.** München und Berlin, R. Oldenbourg. 3,60 Mk.

Das Kennzeichen der neueren industriellen Entwicklung ist die Maschine, im engeren Sinne die Werkzeugmaschine, die in immer steigendem Maß alle unsere Verhältnisse beeinflusst. Welche ungeheure Macht der seelenlose eiserne Mann heute in Amerika besitzt, zeigt uns die vorliegende Schrift.

**Was man von der Eisenbahn wissen muß. Ein technisches Auskunftsbuch für den Nichtfachmann.** Von Prof. Dr. W. Muhle. 123 Seiten mit 58 Abb. Geb. 2 Mk. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Vom Betreten des Bahnhofes an bis zur Ankunft begleitet der Verfasser den Leser auf einer Eisenbahnfahrt und erklärt im Plauderton alles, die Bahnhofseinrichtungen, Lokomotive und Wagenzug, Signal- und Weichenordnung usw. Man kommt zur Einsicht, welche Ansumme technischen Verstandes und technischer Arbeit auf einer so selbstverständlichen scheinenden Eisenbahnfahrt für den einzelnen aufgewandt wird.

**Georgs Handels-Lexikon.** Ausgabe in einem Bande. Weltbund-Verlag, Hamburg. Ganzleinen 20 Mk., Halbleder 25 Mk.

Dieses alphabetisch geordnete Nachschlagebuch gibt in rund 15 000 Artikeln und Schlagwörtern über alle kaufmännischen Fragen nicht nur, sondern auch über alle Fragen auf verwandten Gebieten knappe, aber erschöpfende Auskunft. Viele Tabellen und Statistiken erhöhen die Anschaulichkeit. Ein ganzer Kreis hervorragender Mitarbeiter hat an dem Werk mitgearbeitet, dem wir weitest Verbreitung wünschen.

**Lanzelot auf dem Dorfe.** Von Heinz Steguweit. Brosch. 2 Mk., Ganzl. 3,50 Mk. Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet K.-G. München.

Der Leidensweg eines „reinen Toren“. Steguweit hat diese Handlung mit kraftvollem Können zu einer packenden Novelle gestaltet, die von der lastenden Vorahnung eines tragischen Schicksals erfüllt ist.

## Inhaltsverzeichnis.

Heft 11 (V. Jahrgang, Februar 1926): Die Sicherung der Eisenbahnen. Von W. Becker, Siemensstadt, I. Teil. Mit 7 Abb. S. 1 bis 4. — Die Erzgewinnung Schwedens. Von Ilse E. Tromm. Mit 4 Abb. S. 4 bis 6. — Zwei Aufnahmen alter Hammer- und Walzwerke. Von Georg Rukte, Bochum. Mit 2 Abb. S. 6 bis 8. — Goldgewinnung. Von Dr. P. Schidler. Mit 5 Abb. S. 8 bis 13. — Erziehung zum Facharbeiter. Von Werkschullehrer Dr.-Ing. F. Weidmann, Stertrade. Mit 4 Abb. S. 13 bis 16. — Floßfahrt und Wanderung im bolivianischen Urwald. Von Erland Nordenfjöld. S. 16. — Die drei Freier. Eine Erzählung von Levin Schücking. S. 17 bis 22. — Winterwald. Gedicht von Otto Ludwig. S. 18. — Tannen im Schnee. Bild. S. 19. — Denkspruch von Rüder. S. 22. — Theater, Kunst und Wissenschaft, Düsseldorf S. 23. Dortmund S. 24 und 25. Oberhausen-Hamborn-Gladbeck S. 25 und 26. — Hochwasser in Düsseldorf. Mit 3 Abb. S. 26 und 27. — Friedrich Grillo, Gedentfeier. S. 26. — Gesolei. S. 27. — Königsberger Messe. S. 27. — Nobelpreis. S. 28. — Mexiko, schlechte Aussichten für Deutsche. S. 28. — Neues über die Bienen. S. 28. — Pantoffelheld. S. 28. Fahrrad, Freiherr von Drais. S. 28. — Technische Gedentlage.

S. 29. — Jägerhof. Titelbild. S. 29. — Josef Victor von Scheffel. Von Dr. Heino Schwarz. S. 30. — Sinnpruch, Goethe. S. 30. — Die Mühle. Von Edmund v. Decus. Mit mehreren Abb. S. 31 und 32. — Die Rettung der Stadt. Von Karl Verbs. S. 33 und 34. — Sinnprüche. S. 34. — Alte Gassen und stille Winkel. Mit 3 Abb. S. 35. — „Wer wagt es, Rittersmann“. Von Max Karl Böttcher. S. 36 und 37. — Musfiter-Anekdoten. Von Karl Verbs. S. 37. — Vereinfachung der Arbeit im Haushalt. Von Clara Prieß. S. 38. — Im Hinterhalt. Von M. M. Taylor. S. 39. — Im Deutschen Rundflug unterwegs. Von Dr.-Ing. v. Langsdorff. Mit 4 Abb. S. 40 und 41. — Kunstturnier-Mannschaftskampf zwischen Rheinland und Westfalen in Essen. S. 41 bis 43. — Der Kreistag des rheinischen Turnkreises in Aachen. S. 43. — Die Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft 1926. S. 43. — Deutsche Turnerschaft und der Nordamerikanische Turnerbund. S. 43. — Museum für Leibesübungen. S. 44. — Preussischer Landesbeirat für Jugendpflege usw. S. 44. — Reichsgesundheitswoche 1926. S. 44. — Wandervogel, Jugendsehnen. S. 44. — Wandervogel! Was haben wir von der Natur? S. 44. — Rätsel und Humoristisches. S. 45 und 46. — Büchermarkt. S. 47.

Herausgeber: Siemens-Rheinische-Schuckert-Union, G.m.b.H., Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: i. V. von Decus, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schuckert-Union M. 9.60 (Einzelheft M. 0.80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14.40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich Düsseldorf, Reichsstraße 37/39, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

## EINBANDDECKEN V. JAHRGANG

HALBLEINEN

GANZLEINEN

HALBLEDER

Vielfachen Anregungen aus unserem Leserkreise folgend, bringen wir die Einbanddecken des laufenden Jahrgangs in dreifacher Ausführung - in Halbleinen, Ganzleinen, Halbleder - heraus. Die Preise haben wir gegenüber früher wiederum ermäßigen können. Sie betragen: eine Einbanddecke in Halbleinen Mk. 1.-, Ihnen in beschränkter Anzahl noch an: 12 Hefte III. Jahrgang mit Einbanddecke in Halbleinen zu Mk. 2.-; desgleichen IV. Jahrgang Mk. 3.-. Sämtliche Preise verstehen sich ab Verlag ausschließlich der Zusendungskosten.



in Ganzleinen Mk. 1.30, in Halbleder Mk. 2.-. Die Aufmachung ist, wie allgemein anerkannt, geschmackvoll und gediegen. Ferner sind noch vorrätig Einbanddecken des III. und IV. Jahrgangs, jedoch nur in Halbleinen, zum Preise von je Mk. 1.-. Die gebundenen Jahrgänge III u. IV sind leider vergriffen. Wir bieten

Wir fordern unsere Leser auf, von diesen vorteilhaften Angeboten recht regen Gebrauch zu machen. Insbesondere bitten wir die literarischen Büros, die einzelnen Werke und Abteilungen sowie die technischen Büros, Listen in Umlauf zu setzen und uns Sammelbestellungen zugehen zu lassen. Sie ersparen uns dadurch Arbeit, sich selbst erhöhte Versandkosten.

Sämtliche Mitteilungen sind zu richten an unsere Anschrift: Düsseldorf, Reichsstraße 37/39

„DAS WERK“ SCHRIFTFLEITUNG



Burgtor, Friedberg in Hessen  
Radierung von Thekla Dietrich-Wrede